

Das Magazin des Deutschen Studentenwerks

DSW JOURNAL

Was tun,
damit Flüchtlinge
studieren können?
Antworten von Bildungsexperten
der Bundestagsfraktionen

»Wir müssen jetzt umsteuern!«

Wie Arbeitgeberpräsident INGO KRAMER
die staatlichen Leistungen für Studierende
umkrepeln will

Fachhochschulen sind zweite Liga? Von wegen! Bald holen sie die Universitäten ein

Passivhäuser Aktiv studieren, passiv wohnen in Münster, Wuppertal und Kamp-Lintfort

Generation Relaxed Klaus Hurrelmann sagt unruhige Zeiten an den Hochschulen voraus



Hilfe für Flüchtlinge Jetzt spenden!

Millionen Menschen sind weltweit auf der Flucht vor Krieg, Hunger, Gewalt und Verfolgung. Die Hilfsorganisationen von Aktion Deutschland Hilft lassen die Menschen nicht im Stich und helfen dort, wo Flüchtlinge dringend Hilfe brauchen. **Helpen auch Sie - mit Ihrer Spende!**



Spendenkonto (IBAN): DE62 3702 0500 0000 1020 30

Stichwort: Hilfe für Flüchtlinge

Online spenden unter: www.Aktion-Deutschland-Hilft.de



Titel: BDA/Chaperon | Kay Herschelmann (Editorial)

Neue Positionen

Wie geht es weiter mit der Exzellenzinitiative? Besteht die Gefahr einer Über-Akademisierung? Sollen die Kapazitäten der Hochschulen verringert, soll die betriebliche Ausbildung dagegen ausgebaut werden? Das sind die Themen in der aktuellen bildungspolitischen Diskussion. Wir würden gerne eine weitere Fragestellung ergänzen: Welche Qualifikationen brauchen wir morgen, wer soll sie bereitstellen?

Hierzu haben wir uns der Schnittstelle Hochschule - Wirtschaft zugewandt und zum einen die Fachhochschulen (FHS) unter die Lupe genommen. Nicht zuletzt durch Bologna sind sie stark gewachsen und tragen so zur vermeintlichen „Über-Akademisierung“ bei, vor allem als Eintrittsportal für „First Generation Students“ oder Bildungsaufsteiger. Wir wollten das Erfolgsrezept der Fachhochschulen verstehen. Unser Autor Klaus Heimann legt dar, dass sie mit ihrer angewandten Forschung nah an den Unternehmen sind, und dass diese Zusammenarbeit sich in der Ausbildungsqualität niederschlägt, die letztlich wiederum der durch Bologna geforderten Beschäftigungsfähigkeit nützt. Der Erfolg der FHS weckt Begehrlichkeiten; nun fordern sie das Promotionsrecht ein - oder sollen es, wie in Hessen, auch bekommen. Die Unterscheidung

**»Exzellenzinitiative, Über-Akademisierung ...
Wir fragen: Welche Qualifikationen brauchen wir morgen, und wer stellt sie bereit?«**



Universität-Fachhochschule könnte verwischen - und vielleicht profitieren die FHS künftig auch von der Exzellenzinitiative? Lesen Sie ab Seite 12

Zum anderen gibt es zum Übergang Hochschule - Wirtschaft Übereinstimmung beim Arbeitgeberchef! BDA-Präsident Ingo Kramer, hält die „Über-Akademisierungsdebatte“ für irreführend und verweist auf die Empirie: Die Zahl der Hochschulzugangsberechtigten in der dualen Ausbildung ist gegenüber dem Jahr 1995 absolut und relativ erheblich gestiegen. Er hält beide Wege für erforderlich, und er plädiert für eine noch stärkere Öffnung der Hochschulen für Bildungsaufsteiger bzw. beruflich Qualifizierte. Für mehr Chancengerechtigkeit müssten die staatlichen Leistungen für Studierende umgesteuert werden, sagt er im Interview_Seiten 18-21

Veränderte, neue Positionen: So könnte man die Generation der „Millenials“ bezeichnen, die um das Jahr 2000 Geborenen, die der „Generation Y“ nachfolgen. Klaus Hurrelmann, Mitautor der Shell Jugendstudie, sieht politisch wesentlich engagiertere Studierende auf die Hochschulen zukommen_Seiten 34/35

Dazu passt in unserer Rubrik „Praxis“, dass die Studierendenwerke in Nordrhein-Westfalen als Bauherren Pioniere der Niedrigenergie-Bauweise sind. Wenn Sie erfahren wollen, wo die größte Passivhaussiedlung in Europa liegt, schlagen Sie die Seite 22 auf.

Zum Schluss eine Frage an Sie: Im zehnten Erscheinungsjahr würden wir gerne von Ihnen wissen, wie Ihnen unser DSW-Journal gefällt. Schreiben Sie mir einfach eine E-Mail; ich würde mich über Ihr Feedback freuen. Vielleicht erkennen Sie zugleich, dass wir unser Journal einem grafischen Relaunch unterzogen haben?

Ich wünsche Ihnen eine angeregte Lektüre
Ihr

Achim Meyer auf der Heyde
Generalsekretär des Deutschen Studentenwerks
»achim.meyeraufderheyde@studentenwerke.de

POLITIK



Für mehr Chancengerechtigkeit

Eine andere Hochschulpolitik: Interview mit Ingo Kramer, dem Präsidenten der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände (BDA) / 18-21



Foto: BDA/Chaperon, Illustration: Maxutov

Foto: Kay Herschelmann, HG Esch, Hennef, Hertie School of Governance | Luise Wagener

CAMPUS

Was wir wollen

Wer im Vorstand des Deutschen Studentenwerks ist und was diese neun Menschen in unserem Verband erreichen wollen / 8-9



PRAXIS



Aktiv studieren, passiv wohnen in NRW

Die Studierendenwerke in NRW sind Pioniere des Niedrigenergie-Bauens. Wie lebt es sich als Studentin, als Student in einem Passivhaus? Eine Reportage von Angela Tohtz und Kay Herschelmann / 22-29

PROFIL



Der Mann für den Wohlklang

Martin Ullrich ist Pianist, Musiktheoretiker, Präsident der Hochschule für Musik Nürnberg - und Deutschlands oberster Musikhochschul-Lobbyist / 30-33

PERSPEKTIVE



Es kommen unruhige Zeiten!

Der Jugendforscher Klaus Hurrelmann prophezeit, die um das Jahr 2000 Geborenen werden die Hochschulen aufmischen / 34-35

13 FRAGEN ...

an Heike Schmoll, Redakteurin der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ). Sie sagt, die Exzellenzinitiative erzeuge eine Art Monokultur / 36-37



Ein Gedanke noch ...

DSW-Präsident Dieter Timmermann: Bevor man Wissenschaftsregionen bildet, muss man die Nahbeziehung Stadt-Hochschule pflegen / 38



JOB-PORTAL

ARBEITEN BEI UNS



Wirbt online um künftige Kolleg/innen: Manfred B., Hausmeister beim Studentenwerk Berlin

ARBEITGEBERMARKETING Köchinnen, Systemgastronomen, Architektinnen, Techniker, Juristinnen, Erzieher, Psychologen, Kulturmanagerinnen, Kaufleute, Buchhalterinnen ... für diese Berufe und viele mehr sind die Studentenwerke attraktive Arbeitgeber. Fast 20.000 Beschäftigte arbeiten derzeit bei den 58 Studentenwerken, die bei uns im Deutschen Studentenwerk organisiert sind. Sie kochen für die Studierenden in der Mensa, bauen Wohnheime, rechnen im BAföG-Amt, betreuen Kinder oder leisten psychologische Beratung. Wer so

viele unterschiedliche Berufsgruppen anspricht, muss sich etwas einfallen lassen, um qualifizierten Nachwuchs zu bekommen. Lösung: ein eigenes Online-Jobportal. Seit Dezember 2015 ist www.jobs-studentenwerke.de online. Alle Stellenausschreibungen der Studentenwerke bundesweit sind hier gebündelt, sortiert nach Regionen und den einschlägigen Arbeitsfeldern der Studentenwerke. Führungspositionen genauso wie Ausbildungsplätze oder Praktika/Freiwillige Soziale Jahre. Schauen Sie rein! *sg.*

» www.jobs-studentenwerke.de

STUDIERENDEN-BEFragung

SOZIALERHEBUNG, DIE 21.



ONLINE „Wir rechnen, damit du zählst“: Im Mai 2016 starten wir, gemeinsam mit dem Deutschen Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsfor-

schung (DZHW), unsere 21. Sozialerhebung zur wirtschaftlichen und sozialen Lage der Studierenden. Dieses Mal als Online-Befragung, die sich an jede sechste Studentin bzw. jeden sechsten Studenten richtet. Wir fragen die Studierenden, wie sie sich finanzieren, wie ihr Zeitbudget aussieht, wie sie wohnen. Mit den Daten arbeiten wir politisch zum Wohle der Studierenden, etwa zur Weiterentwicklung des BAföG. Das Bundesministerium für Bildung und Forschung fördert die Befragung, Ergebnisse gibt's 2017. *sg.*

» www.sozialerhebung.de



Christoph Lüdemann

AUSZEICHNUNG

STUDENT DES JAHRES

CHRISTOPH LÜDEMANN ist 28, Medizin- und Wirtschaftsstudent an der Universität Witten/Herdecke und Mitbegründer des Vereins „L'appel Deutschland“, der in Ruanda und Sierra Leone medizinische Hilfe leistet: 30 ehrenamtliche Mitglieder, Spendenvolumen eine viertel Million Euro jährlich. Wie Lüdemann das alles neben einem Doppelstudium unter einen Hut bekommt? Das wissen wir nicht, aber für uns und den Deutschen Hochschulverband (DHV) ist der Multitasker Lüdemann „Student des Jahres 2016“. Er hat sich gegen 105 ebenfalls nominierte Studierende durchgesetzt. Chapeau! *sg.*

» www.lappel.de

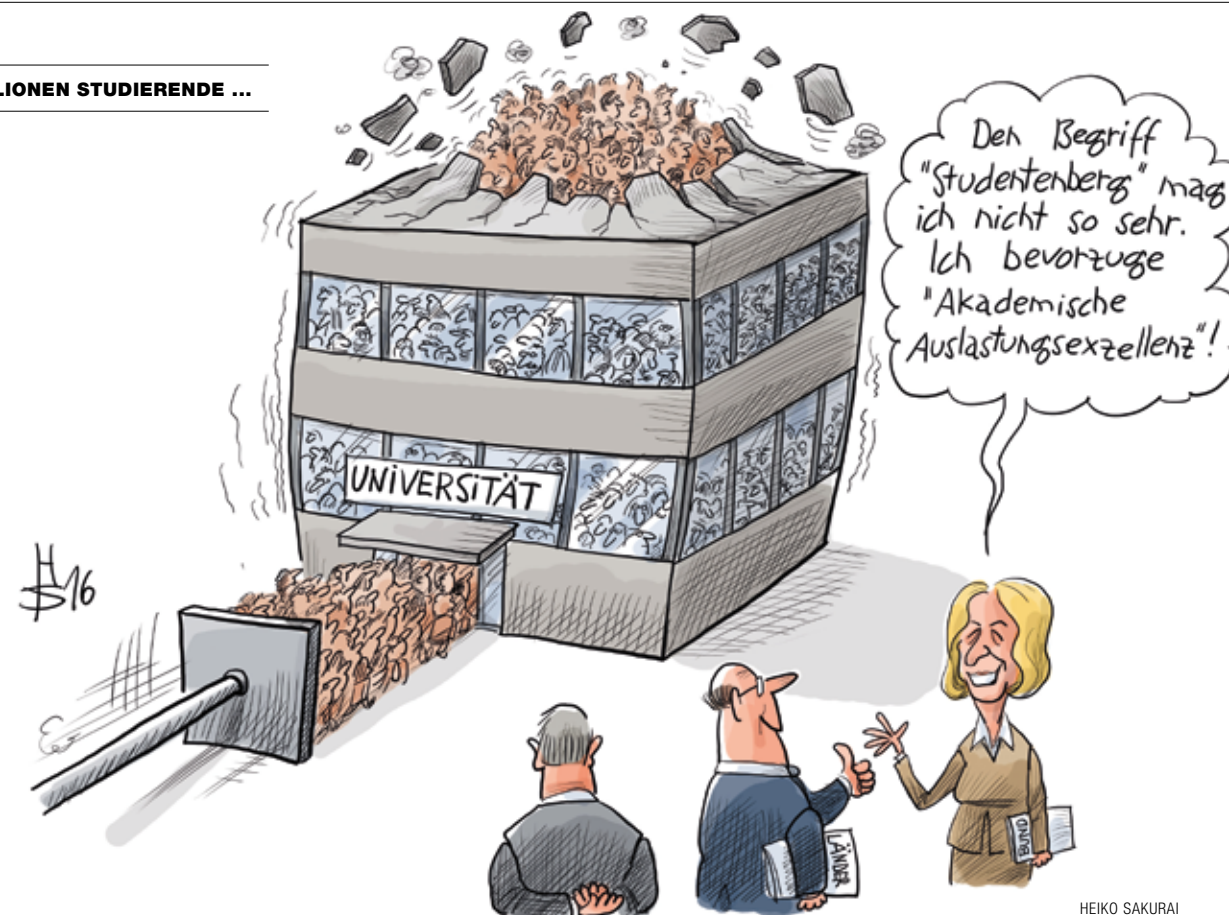
Wussten Sie schon, dass ...

die 58 Studentenwerke in Deutschland einen **Hochschulsozialpakt** im Volumen von rund **2,3 Milliarden €** fordern? Für **25.000** zusätzliche, staatlich geförderte **Wohnheimplätze** für Studierende wollen sie einen staatlichen Investitionszuschuss von **800 Millionen €** - bei Gesamtkosten von 1,6 Milliarden. Weitere **650 Millionen €** werden zur **Sanierung** von Wohnheimen benötigt, und für den Ausbau und die Sanierung der **Mensen** sind weitere **800 Millionen €** notwendig.

» www.studentenwerke.de

Fotos: Bündnis 90/Grüne | Triatorn/Thomas Kläber | spdfraktion.de (Susie Knoll / Florian Jänicke) | Nina-Altmann.com

2,8 MILLIONEN STUDIERENDE ...



HEIKO SAKURAI

EINE FRAGE ...

WAS MACHT IHRE FRAKTION, DAMIT FLÜCHTLINGE STUDIEREN KÖNNEN?

Das antworten die Bildungsexpert/innen der vier Bundestagsfraktionen



Kai Gehring **MdB**
Bündnis 90/Die Grünen

Um alle Talente zu heben, haben wir als erste und einzige Fraktion ein Paket in den Bundestag eingebracht: Zur Studienvorbereitung sind mehr Sprachkurse an Unis und FHs nötig. Information und Beratung müssen ausgebaut werden, sich stärker an den Bedarfen Geflüchteter orientieren. Kein Weg führt am Ausbau der Infrastruktur vorbei: vor allem mehr Hörsäle, Seminarräume und Wohnplätze. Geflüchtete brauchen mehr Stipendien und die weitere Öffnung des BAföG. Es soll ihnen nach drei Monaten Aufenthalt in Deutschland offenstehen.

» www.kai-gehring.de



Nicole Gohlke
Die Linke

Wir haben im September 2015 einen Antrag in den Bundestag eingebracht, der den gleichberechtigten Zugang zu Bildung für Geflüchtete fordert. Uns geht es um die schnelle Anerkennung von bereits erbrachten Qualifikationen, aber auch um die finanzielle Ausstattung der Hochschulen, gerade für erhöhte Bedarfe wie zusätzliche, kostenfreie Deutschkurse. Um zusätzliche 80.000 Studienplätze zu schaffen, soll der Hochschulpakt 2020 um eine weitere Säule ergänzt werden. Der Zugang zum BAföG muss für Geflüchtete spätestens nach drei Monaten möglich sein.

» www.nicole-gohlke.de



Dr. Ernst Dieter Rossmann **MdB**
SPD

Vier Schlüsselstellen sind hierzu wichtig. Erstens müssen die Studienkollegs ausgebaut werden. Zweitens müssen wir mehr Sprachkurse an Hochschulen anbieten. Die soziale Dimension an Hochschulen ist als dritter Schritt wichtig, vom Wohnen bis zur Beratung. Dies hilft zugewanderten Studierenden in Deutschland im hohen Maße. Zuletzt sehe ich den Ausbau an Unterstützungsleistungen zur Finanzierung eines Studiums als dringliches Gebot der Stunde an – vom BAföG bis zu Stipendien müssen hier alle Instrumente genutzt werden.

» www.ernst-dieter-rossmann.de



Albert Rupprecht **MdB**
CDU/CSU

Das Bundesministerium für Bildung und Forschung und der DAAD haben ein großes Maßnahmenpaket geschnürt, das die Unionsfraktion nachdrücklich unterstützt. Wir stellen in den nächsten Jahren 100 Millionen Euro bereit, um studierwilligen und -fähigen Flüchtlingen vor und während des Studiums zu helfen, zum Beispiel mit 2.400 zusätzlichen Plätzen pro Jahr an Studienkollegs und dem Programm „Welcome – Studierende engagieren sich für Flüchtlinge“. Außerdem haben wir beim BAföG die Wartezeit von vier Jahren auf nun 15 Monate gekürzt.

» www.albert-rupprecht.de

WIR SIND DER NEUE DSW-VORSTAND

Diese drei Frauen und sechs Männer bilden für die Jahre 2016 und 2017 den Vorstand des Deutschen Studentenwerks (DSW). Sie erklären hier, was sie vorhaben und was sie bewegen wollen.

»Die Heterogenität unserer Studierenden nimmt stetig zu. Neue und bedarfsgerechte Formen der Beratung und Betreuung sind nötig. Für deren Finanzierung und Umsetzung möchte ich mich einsetzen.«

Prof. Dr. Andrea Klug
Vizepräsidentin des Deutschen Studentenwerks
Präsidentin der Ostbayerischen Technischen Hochschule Amberg-Weiden

»Mir ist wichtig, die Belange der Studierendenwerke im Vorstand zu vertreten, damit der Dachverband sich intern und bei der Lobbyarbeit auf diese Bedürfnisse einstellen kann und damit zukunftssicher wird.«

Dirk Reitz
Geschäftsführer des Studierendenwerks Aachen

»Ich möchte die Studierendenwerke für die Studierenden und die Studierenden in den Studierendenwerken sichtbarer machen! Wir müssen zusammenwirken!«

Andreas Spranger
Vizepräsident des Deutschen Studentenwerks, studiert Politik und Verfassung auf Master an der TU Dresden

»Der Zugang zu einem Studium darf nicht von der sozialen Herkunft abhängen, sondern allein von der persönlichen Begabung. Dank der Studierendenwerke kann ein Studium auch unter erschwerten Bedingungen gelingen.«

Gabriele Riedle-Müller
Geschäftsführerin des Studierendenwerks Koblenz

»Ich setze mich dafür ein, dass sich die Studierenden durch eine Reform der Studienfinanzierung vollständig auf ihr Studium konzentrieren können.«

Johannes Blömeke
studiert Chemie und Sozialwissenschaften auf Lehramt an der TU Dortmund

»Mir ist es wichtig, dass das DSW auch zukünftig so eine starke Stimme für die Studierenden ist. Und dass die finanziellen Belastungen der Studierenden im Rahmen bleiben, denn Hochschulen müssen ein attraktives Umfeld bieten.«

Prof. Dr. Elmar Heinemann
Rektor der Hochschule Schmalkalden

»Mir ist es wichtig, die essenziellen Leistungen der Studierendenwerke auch künftig zu sichern und diese mit und für Studierende weiterzuentwickeln.«

Marcus Dreier
studiert Architektur und Städtebau auf Bachelor an der FH Potsdam

»Ich möchte mit einer noch zu bildenden Arbeitsgruppe einen Vorschlag zur Weiterentwicklung des BAföG zwecks Förderung des lebenslangen Lernens entwickeln.«

Prof. Dr. Dieter Timmermann
Präsident des Deutschen Studentenwerks

»Ich will aus Sicht eines örtlichen Studentenwerks den weiten Horizont unserer Aufgaben im Blick behalten und damit den Dachverband voranbringen.«

Christina Walz
Geschäftsführerin des Studentenwerks Kassel





So geht Inklusive Hochschule

Inklusion, ein Thema nur für Schulen? Mitnichten. Die Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen verpflichtet auch Deutschlands Hochschulen zur Inklusion, also zum gleichberechtigten Zugang von Menschen mit Beeinträchtigungen zur Hochschulbildung. Die Hochschulrektorenkonferenz (HRK)



hat sich im Jahr 2009 mit ihrer Empfehlung „Eine Hochschule für Alle“ explizit dazu bekannt. Doch wie geht Inklusion an der Hochschule? Ein neuer Sammelband gibt Orientierung und Good-Practice-Beispiele, sowohl für Hochschulen, Hochschulpolitik als auch die Forschung. Das Buch ist eine Kooperation zwischen Prof. Dr. Uta Klein, Leiterin der Arbeitsstelle Gender & Diversity Studies der Universität zu Kiel und der Informations- und Beratungsstelle Studium und Behinderung (IBS) des Deutschen Studentenwerks. 7% der Studierenden haben eine Behinderung oder chronische Krankheit. *sg.*

Uta Klein (Hrsg.) in Zusammenarbeit mit der Informations- und Beratungsstelle Studium und Behinderung des Deutschen Studentenwerks: *Inklusive Hochschule. Neue Perspektiven für Praxis und Forschung.*
Beltz Juventa: Weinheim und Basel 2015, 300 Seiten, ISBN 978-3-7799-3340-3, 39,95 €

PERSONALIA

JENS SCHRÖDER WIRD KANZLER



SEITENWECHSEL

Dr. Jens Schröder, Geschäftsführer des Studierendenwerks Mannheim, wird ab dem Sommer 2016

Kanzler der Hochschule Reutlingen. Er tritt die Nachfolge von Paula Mattes an, die seit 2008 Kanzlerin dieser Hochschule ist und im Frühjahr 2016 in den Ruhestand verabschiedet wird. Der gebürtige Nordrhein-Westfale Schröder, 49, war vor seiner Tätigkeit

beim Studierendenwerk Mannheim Geschäftsführer der Handelskammer Bremen und auch in der Industrie- und Handelskammer Münster tätig. Hochschulrat und Senat der Hochschule Reutlingen wählten ihn mit eindeutiger Mehrheit zum neuen Kanzler, heißt es seitens der Hochschule Reutlingen. Schröder war in den Jahren 2011 bis 2015 auch Mitglied im Vorstand des Deutschen Studentenwerks. *sg.*

» www.reutlingen-university.de/aktuelles/news

IMPRESSUM

DSW-Journal, Das Magazin des Deutschen Studentenwerks (DSW) Ausgabe 1/2016, 11. Jahrgang

Das DSW-Journal erscheint viermal im Jahr.

Herausgeber: Deutsches Studentenwerk e.V., Mombijouplatz 11, 10178 Berlin

Verantwortlich: Achim Meyer auf der Heyde, Generalsekretär

Redaktionsleitung: Stefan Grob (sg.), stefan.grob@studentenwerke.de

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe: Christian Füller, Dr. Klaus Heimann, Armin Himmelrath, Prof. Dr. Klaus Hurrelmann, Jan-Martin Wiarda, Angela Tohtz, Tilmann Warnecke

Grafik: BlazekGrafik
www.blazekgrafik.de

Karikatur: Heiko Sakurai

Druck: Heinrich Druck + Medien GmbH
www.heinrich.de

Beratung: Helmut Ortnr
www.ortner-concept.de

Anzeigen:
 dswjournal-anzeigen@studentenwerke.de
 Es gilt die Anzeigenpreisliste vom

1. Januar 2016

Redaktionsanschrift:
 Deutsches Studentenwerk e.V.
 Redaktion DSW-Journal
 Mombijouplatz 11, 10178 Berlin
 Tel.: +49(0)30-29 77 27-20
 Fax: +49(0)30-29 77 27-99
E-Mail: dswjournal@studentenwerke.de
Internet: www.studentenwerke.de

Nachdruck und Wiedergabe von Beiträgen aus dem DSW-Journal sind nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion erlaubt. Der Bezugspreis ist im Mitgliedsbeitrag enthalten.



KOLUMNE GROB GESAGT

Nieder-gestreckt

„Leben ist Ambivalenztraining.“ War es Adorno? Horkheimer? Beide zusammen? Egal. Früher, im Studium, war die Zeile gold wert, um auf Parties anzugeben, meist zu vorgerückter Stunde in der Küche, wo alle rauchten (immer rauchten alle in der Küche!) und es tief sinnig wurde. Kam gut an, damals.

Ehrlich gesagt, hatte ich den Spruch vergessen – bis, ja bis mich, mitten in der Arbeit an diesem DSW-Journal, eine sehr unschöne, schmerzhaft Rückengeschichte niederstreckte. Buchstäblich, für einige Tage. Da ging es los mit den guten, immer gut gemeinten, aber teilweise komplett wi-

»... aber der Muskelkater danach, der ist herrlich!«

dersprüchlichen Ratschlägen: „kühlen!“ – „wärmen!“ – „hinlegen!“ – „bewegen, bloß nicht hinlegen!“ – „gleich ein MRT!“ – „erst Spritzen!“ – „Akupunktur!“ – „bloß keinen Sport!“ – „ganz viel Sport!“ Warum mir der Satz wieder einfiel? Nun, seitdem ich weiß, dass ich nicht weniger Sport treiben soll, sondern eben regelmäßiger, führe ich einen inneren Dialog mit mir selbst.

Ich: Ja, es ist nicht förderlich, mein liebes Selbst, wenn du einmal im Monat in die Muckibude gehst und dich überanstrengst.

Zweites Ich: Aber der Muskelkater danach ist herrlich!

Ich: Geh schwimmen, wie du es dir vorgenommen hast, heute Abend, und lass deine neue DSW-Journal-Kolumne Kolumne sein. Du musst dich bewegen nach einem Tag am Schreibtisch!

Zweites Ich: Aber eben habe ich doch den Flow, nur diese paar Zeilen noch.

Zu wissen, was man tun sollte, aber gleichzeitig ebenso zu wissen, dass das, was man tun sollte, nicht das ist, was man gleich tut: anstrengende Dauerambivalenz.

Welchen Tipp hätten Sie für mich?

Stefan Grob
Redaktionsleiter DSW-Journal
stefan.grob@studentenwerke.de

Fotos: Kay Herschelmann | Sandra Kühnappfel

Foto: Kay Herschelmann

SERIE

TEAMWORK im Studentenwerk

9 10 11 12 13 14 15 16 17

SPASS IM PROVISORIUM

„SchniPo“ - das geht bei Dresdner Studierenden immer noch am besten. „Schnitzel-Pommes, das hat sich nicht geändert“, sagt Mensaleiter Ralf Reinhardt, „vegetarisch läuft aber auch.“ Weil die Neue Mensa des Studentenwerks Dresden renoviert wird, arbeiten rund 40 Mitarbeiter/innen seit Herbst 2014 im Provisorium „Zeltschlösschen“. Der Umzug in die Leichtbauhalle hat das Team zusammenschweißte. Kleinigkeiten beim Fototermin zeigen, wie gut die Stimmung ist: Da schwingt Elke Hehne von der Kaffeelounge ihrem Chef die Beine übers Knie. Tolles Team, gutes Essen - und nach der Renovierung geht's in drei Jahren zurück in die Neue Mensa. *him*



» www.studentenwerk-dresden.de/mensen/details-zeltschloesschen.html



Die neue Macht

AUFSTIEG

Fachhochschulen, das ist doch nur zweite Liga? Von wegen. Die Zahl ihrer Studierenden explodiert, in den Unternehmen ist ihre Kompetenz gefragt wie nie. Mit den Universitäten konkurrieren sie fast auf Augenhöhe. Was ist das Erfolgsmodell der Fachhochschulen?

TEXT: Klaus Heimann ILLUSTRATION: Maxutov

Die Chancen stehen gut. Im Herbst dieses Jahres könnte es passieren: Die Fachhochschulen (FHs) in Deutschland knacken die Millionen-Grenze bei der Zahl ihrer Studierenden. Zum Wintersemester 2015/2016 sind exakt 932.531 Studierende an den 217 staatlichen FHs eingeschrieben. Zwar haben auch die Universitäten ihre Studierendenzahl steigern können, aber deutlich langsamer.

Eigentlich könnten sich die FH-Präsidentinnen und -Rektoren zufrieden zurücklehnen und auf ihre Erfolgskurve schauen. Doch das tun sie nicht. Die Fachhochschuloberen signalisieren in einer Befragung des Centrums für Hochschulentwicklung (CHE) ihr nächstes Ziel: Sie wollen die Umkehrung der Studierendenzahlen. Demnächst soll nur noch ein Drittel an den Universitäten lernen, zwei Drittel an den FHs. Für Svenja Schulze, Wissenschaftsministerin in Nordrhein-Westfalen, ist das eine gute Idee. Sie unterstützt den Expansionskurs, wenn auch deutlich vorsichtiger. Sie will den „Marktanteil“ an FH-Studierenden zunächst auf 40% steigern. Prof. Dr. Ute von Lojewski, Präsidentin der Fachhochschule Münster, steht zum Plan der SPD-Politikerin Schulze: „Ja, wir wollen weiter wachsen.“ Die Universitäten müssen auch künftig mit dem ungestümen Wachstumshunger der kleinen Schwestern rechnen.

Das alles bleibt nicht ohne Folgen. Je mehr Studierende sie ausbilden, umso größer die eingeforderte Unterstützung und der reklamierte politische Einfluss. Für Prof. Dr. Micha Teuscher, Rektor der Hochschule Neubrandenburg und seit fünf Jahren Sprecher der Mitgliedergruppe der FHs in der Hochschulrektorenkonferenz (HRK), heißt das dennoch „dicke Bretter bohren“, wie er formuliert. Aber er kommt gut voran: „Bei der HRK gab es noch nie einen Präsidenten oder eine Präsidentin aus den Reihen der Fachhochschulen. Aber das wird sich ändern“, formuliert er selbstbewusst.

Jetzt bewahrheitet sich das, was der Wissenschaftsrat schon früh formulierte: „Der Aufbau des Fachhochschulsektors ist die gelungenste hochschulpolitische Reform in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland.“ Der Bologna-Prozess hat mächtig geholfen: „Das war für die FHs eine riesige Chance, die wir genutzt haben. Das war der Befreiungsschlag“, resümiert von Lojewski. Bei so viel Erfolg und Reformeifer bleibt die Frage: Worin besteht eigentlich das Erfolgsgeheimnis der FHs? Warum haben die Hochschulen für Angewandte Wissenschaften, wie sie sich jetzt gerne nennen, diese bemerkenswerte Karriere hingelegt? Teuscher, der FH-Mann aus Mecklenburg-Vorpommern, sagt: „Wir arbeiten für die Gesellschaft, wir sind ihr zugewandt“. Ein schöner Spruch, etwas für den Werbe-Flyer. Aber was meint das konkret?



Wir sind inzwischen eine ernstzunehmende Konkurrenz der Universitäten

Prof. Dr. Ute von Lojewski,
Präsidentin der Fachhochschule Münster

„Die Professoren haben es drauf“

Es sind wenigstens zwei Faktoren, die sich hinter dem Epitaph „der Gesellschaft zugewandt“ verbergen. Da sind als erstes die Studierenden. Einer so wie Jonas Lange, der sein Ingenieurstudium mit dem Ziel Bachelor in Münster-Steinfurt absolviert. „Der Studienbereich Energie-Gebäude-Umwelt hat einfach einen exzellenten Ruf. Auch beim Ranking stand die FH Münster ganz oben. Das war ein wichtiger Grund bei meiner Wahl für die Fachhochschule“, erzählt er. Lange hat seine Messlatte an die Lehrqualität, Betreuungs- und Praxiskompetenz von Beginn an sehr hoch gelegt. „Meine Erwartungen sind mehr als erfüllt. Die Professoren haben es echt drauf. Sie wissen, wovon sie reden“, so seine Bilanz nach fünf Semestern. Und da ist noch ein anderer Punkt, den der angehende Ingenieur auf der Habenseite verbucht: „Wenn man an der Fachhochschule studiert, dann ist man nicht nur eine Matrikelnummer“. Imke Engel, AstA-Vorsitzende in Neubrandenburg und Master-Studentin der Landnutzungsplanung, markiert zusätzlich noch einen anderen Punkt: „Wir werden besser auf das Studium eingestellt. Es wird einem der Weg gebnet, um motiviert mitzumachen.“

Celia Meienburg, Master-Studentin der Nachhaltigen Dienstleistungs- und Ernährungswirtschaft in Münster, ergänzt: „Ich erachte es als sehr sinnvoll, bereits im Studium praktisch zu arbeiten. Der Austausch mit Unternehmen spielt eine besondere Rolle.“ Auch für die AstA-Vorsitzende Engel macht die Hinwendung zur Praxis, zu Projekten den Unterschied aus. „Das ist ein unschätzbare Vorteil. Das ist das, was ein Studium an einer FH auszeichnet: Wir Studenten haben etwas zum Anfassen.“

Für Andreas Banaschak, der Soziale Arbeit im fünften Bachelor-Semester studiert, ist es die geringere Zahl an Studierenden, die Vorteile bringt: „Unsere Seminare in der Vertiefung sind überschaubar. Obwohl diese immer voll sind, ist die Kommunikation mit dem Professor sehr persönlich.“ Die starke Präsenz der Hochschullehrer/innen, das honorieren die Studierenden. Unter der Vorgabe, 18 Wochenstunden zu lehren, anstatt neun wie an den Universitäten, stöhnen zwar die Dozent/innen. Im Ergebnis bringt das aber Vorteile, wie Rektor Teuscher erklärt: „Die Lernenden haben zu ihren Pro-



Wir wollen den Marktanteil von FH - Studierenden auf 40% steigern

Svenja Schulze (SPD),
Wissenschaftsministerin in Nordrhein-Westfalen

fessoren regelmäßig persönlichen Kontakt in den Veranstaltungen und nicht zu wechselnden wissenschaftlichen Mitarbeitern“. Im Resultat hat das dann auch noch einen weiteren positiven Nebeneffekt: Die Zahl der Studienaussteiger an den FHs ist deutlich geringer als an den Universitäten.

Hochschulen des Bildungsaufstiegs

Prof. Dr. Peer Pasternack, der an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg Hochschulforschung betreibt, sieht in den FHs ein Format, das vielen Studierenden entgegenkommt: „Wissenschaftsgebunden, aber nicht ‚zu akademisch‘, anspruchsvoll und zugleich praxisorientiert. Studentisches Leben, aber nicht zu haltlos, sondern mit einer Grundstruktur, die das Risiko, den Verführungen jenseits des Studiums zu erliegen, in Grenzen hält.“

Das war auch bei Sarah Lipphard so. Sie ist Design-Studentin im sechsten Semester in Münster. Sie kommt aus einer Handwerkerfamilie und ist die Erste, die den Sprung in ein Studium wagte. Eine Universität kam nach dem Abitur für sie nicht in Frage. „FHs sind mehr als die Universitäten Hochschulen des Bildungsaufstiegs“, erläutert Hochschulforscher Pasternack, der selber Kfz-Schlosser gelernt hat.

Zufriedene Studierende, das ist ein erklärender Faktor für das Erfolgsgeheimnis der FHs. Der von den Studierenden gepriesene Praxisbezug der zweiten. Der ist aber nur zu sichern, wenn die Hochschulen für angewandte Wissenschaften enge Kontakte zu den Unternehmen und Verwaltungen in der Region pflegen. Projektarbeiten, angewandte Forschung, Praktika, Bachelor- oder Masterarbeiten, das alles ist Ergebnis von gut funktionierenden Netzwerken. Gerade mit mittelständischen Betrieben, die oft noch den Erfindergeist der Silicon-Valley-Kultur atmen,



Die FHs dürfen bei wichtigen Bundesprogrammen nicht unberücksichtigt bleiben

Prof. Dr. Andrea Klug,
Präsidentin der Ostbayerischen Technischen Hochschule Amberg-Weiden

klappt der Austausch besonders gut.

So wie mit der Firma ME-LE Energietechnik in Torgelow und der Hochschule Neubrandenburg. Geschäftsführer Dietrich Lehmann führt den Betrieb mit 400 Mitarbeiter/innen, der sich um erneuerbare Energien und umweltfreundliche Entsorgung kümmert. So auch um die Gülle in Brasilien. Dazu muss ein kleiner und preiswerter Reaktor her. Den entwickelt Lehmann zusammen mit Prof. Dr. Heralt Schöne, Experte für Verdichtung und Entsorgung und seinen Studierenden von der Hochschule Neubrandenburg. Das hat Vorteile für beide Partner: „Mittelständler wie wir sind oft nicht in der Lage, Forschungsaufgaben in diesem Umfang zu meistern“, erklärt Lehmann. Und Schöne ergänzt: „Als FHs betreiben wir angewandte Forschung, haben also auch Interesse an der kommerziellen Nutzung der Forschungsergebnisse.“

Um ganz andere Probleme geht es beim Likörhersteller Sasse im westfälischen Schöppingen. Das jüngste Produkt, der Dessertlikör „Gerlever Gelassenheit“, entstand in Zusammenarbeit mit Studierenden der Ernährungswissenschaften der FH Münster, unter Leitung von Prof. Dr. Guido Ritter. Das FH-Team steuerte neueste ernährungsphysiologische und sensorische Kenntnisse bei. „Wir untersuchen die alten Rezepturen beispielsweise nach Stoffen, die heute aus lebensmittelrechtlicher Sicht nicht mehr verwendet werden dürfen, weil sie Allergien auslösen könnten“, erklärt Ritter. „Zusätzlich schauen wir auch, welche Stoffe ergänzt werden könnten, um den Kräuterbrand sensorisch zu optimieren.“ Die Studierenden aus dem Team Münster kümmern sich auch um den Markenaufbau des Destillats.

Es sind diese und andere Projekte, die aus der Sicht

Fotos: Benedikt Weischer, links oben | Diermar Wadewitz, links unten | Kay Herschelmann, oben

Die Zahl der FH-Studierenden liegt im Wintersemester 2015/2016 exakt bei **932.531**, darunter sind rund **93.000** ausländische Studierende. Ein Drittel aller Studierenden in Deutschland sind an FHs eingeschrieben. Tendenz steigend

5.626 Studiengänge sind im Wintersemester 2015/2016 bei den FHs im Angebot, **2.689 Bachelor, 1.482 Master**

In Deutschland gibt es aktuell **220** öffentliche und **111** private FHs

18.573 Professor/innen unterrichten an FHs. Die Frauenquote bei den Hochschullehrern liegt bei rund **22%**.

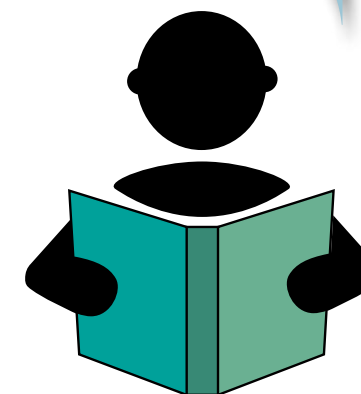
Die Studienaussteiger-Quote liegt bei den Bachelorstudierenden bei **23%** und ist damit geringer als an den Universitäten. In den Ingenieurwissenschaften erreichen **31%** keinen Abschluss

Die FHs machen bei der Einhaltung der Regelstudienzeiten nicht unbedingt mit: Mehr als die Hälfte der Bachelorstudiengänge (**59%**) haben eine Regelstudienzeit von sieben bzw. acht Semestern

Der Frauenanteil bei den Studierenden liegt bei **44%** und ist in den vergangenen Jahren kontinuierlich gewachsen

Die FHs haben in den vergangenen fünf Jahren um stolze **36%** und die Universitäten um **16%** bei der Gesamtzahl aller Studierenden zugelegt

Die öffentlichen Haushalte stellen für die FHs jährlich **5,2** Mrd. Euro bereit



Was zieht Studierende an die Fachhochschulen?

- keine überfüllten Veranstaltungen
- hoher Praxisbezug der Lehrveranstaltungen
- Teamfähigkeit wird erlernt
- eigene praktische Erfahrungen sind Bestandteil des Studiums
- Erwerb eigener Kompetenzen und Berufsbezug sind groß
- es wird eine gute Berufsvorbereitung erreicht
- Praxiswissen ist Inhalt der Lehrveranstaltungen
- und: 72% der Studierenden identifizieren sich mit ihrer FH

Quelle: Willige, Janka (2015). Studienqualitätsmonitor 2014. Studienqualität und Studienbedingungen an deutschen Hochschulen Hannover

von Dr. Irene Seling, stellvertretende Abteilungsleiterin Bildung bei der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände (BDA), so beispielhaft sind: „Es gibt eine enge Kooperation zwischen FHs und Wirtschaft. Die stärkere Orientierung auf Berufsfelder ebnet den Weg zu den Betrieben. Damit sind wir sehr zufrieden.“ Das kann die Wirtschaft auch, denn den dringend benötigten wissenschaftlichen Nachwuchs, den bilden mehrheitlich die FHs aus. Von den 1,6 Millionen Ingenieuren haben 58 Prozent ihren Abschluss an einer FH erworben. Eine fast ebenso große Rolle spielen die FHs im Bereich Informatik.

Gute Beschäftigungsperspektiven

Die FHs reagieren schnell auf die Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt. Auch deshalb haben die FH-Absolvent/innen gute Beschäftigungsperspektiven. „Gerade im ländlichen Raum gelingt es den FH ihre Absolvent/innen an die Region zu binden und so den Unternehmen vor Ort qualifizierten Nachwuchs zur Verfügung zu stellen,“ berichtet Prof. Dr. Andrea Klug, Präsidentin der Ostbayerischen Technischen Hochschule (OTH) Amberg-Weiden und Vizepräsidentin des Deutschen Studentenwerks. „80 Prozent der erfolgreichen FH-Studierenden finden hier ihren Arbeitsplatz.“



Es gab noch nie einen HRK-Präsidenten oder eine HRK-Präsidentin aus den Reihen der Fachhochschulen. Aber das wird sich ändern

Prof. Dr. Micha Teuscher,
Rektor der Hochschule Neubrandenburg



FHs sind mehr als die Universitäten Hochschulen des Bildungsaufstiegs

Prof. Dr. Peer Pasternack,
Direktor des Instituts für Hochschulforschung an der Universität Halle-Wittenberg



Der Erfolg bei den Studierenden und das starke Band zu den Betrieben in der Region, dies alleine hätte nicht gereicht, um die „kleine Schwester FH“ erwachsen werden zu lassen. Der Bologna-Prozess hat mächtig geholfen. Es begann damit, dass die Abschlüsse Bachelor und Master an allen Hochschulen zu absolvieren sind. Klammerzusätze, wie Dipl.-Ing. (FH), die Rückschlüsse auf die Hochschul-Art zuließen, sind seitdem verschwunden.

Auch andere Domänen der Unis sind geschliffen. Die Trennung, die FHs übernehmen die Lehre, die Unis die Forschung, gibt es so nicht mehr. Heute tummeln sich FHs im Spitzenfeld von Forschungsclustern oder werben erfolgreich Drittmittel ein. Umgekehrt profilieren sich Universitäten in der Lehre. Nur im Bereich der Forschung der Deutschen Forschungsgemeinschaft haben es die FHs immer noch schwer, erfolgreich Projekte einzuwerben. Deshalb fordert OTH-Präsidentin Klug: „Die FHs dürfen bei wichtigen Bundesprogrammen nicht unberücksichtigt bleiben“.

Also: Keine reservierten Schonräume oder Privilegien mehr, allenthalben Wettbewerb? Ja, sagt FH-Chefin von Lojewski: „Wir sind inzwischen eine ernstzunehmende Konkurrenz“. Bei der Lehre sowieso und „jetzt kommen wir mit unserer anwendungsnahen Forschung auch aus den ‚Puschen‘ und das macht den Universitäten zunehmend zu schaffen“. Sie vergleicht die FHs gerne mit dynamischen Startups. „Da ist es doch auch so, dass die Kleinen den Großen das Fürchten lehren und den Rang ablaufen. Viele große Betriebe sind einfach zu starr und ruhen sich auf ihren Erfolgen aus. Das ist im Hochschulbereich nicht viel anders.“ Schon in den Berufungsgesprächen wird von Lojewski mit dem neuen Rollenverständnis konfrontiert: „Die Bewerber verstehen sich nicht mehr nur als Lehrende. Viele kommen nur dann, wenn sie ein



Wir werden besser auf das Studium eingestellt. Es wird einem der Weg geebnet, um motiviert mitzumachen

Imke Engel

Master-Studentin der Landnutzungsplanung und ASTA-Vorsitzende an der Hochschule Neubrandenburg



gut ausgestattetes Labor bekommen, Kontakte in die Wirtschaft halten und Projekte aktiv betreiben können“.

Auch die sortierenden Bezeichnungen gehen inzwischen verloren: Nur noch 53 firmieren unter Fachhochschule. Stattdessen nennen sich viele jetzt „Hochschule für Angewandte Wissenschaften (HAW)“ oder „Technische Hochschule“.

Die alte Unterscheidung Uni–FH fällt

Selbst bei der letzten Domäne, dem Promotionsrecht, ziehen die FHs immer öfter nach. Natürlich skeptisch beäugt von den Fakultäten der Universitäten. Jüngstes Beispiel ist Hessen: Hier ist es seit Januar 2016 möglich, ein eigenständiges Promotionsrecht für forschungsstarke Fachrichtungen an Hochschulen für Angewandte Wissenschaften zu verleihen. „Eine historische Entwicklung, die Perspektiven und Entfaltungsmöglichkeiten eröffnet“, freut sich Prof. Dr. Karim Khakzar, der Vorsitzende der Konferenz hessischer FH-Präsidiien und Chef der Hochschule Fulda.

Die Aufteilung in zwei Typen, hier Universität, dort FH, trägt nicht mehr. „Wir werden nicht mehr nur zwei Schubladen haben, in die wir alle reinpassen“, erklärt von Lojewski. Jede Hochschule müsse ihr eigenes Format erarbeiten. Ein erkennbares, eigenständiges Profil, das sei die Herausforderung. „Es wird verstärkt Forschung an vielen FHs geben und einige Universitäten werden sich noch stärker der regionalen Wirtschaft mit ihrem Bedarf an Transferaktivitäten zuwenden.“ Das sei nicht zuletzt Ergebnis von gelebter Autonomie, die mit dem Bologna-Prozess gewachsen ist, resümiert von Lojewski.

Foto: Pressestelle Uni Leipzig/Jan Wortas | Markus Pietrek | Klaus Heimann

So ticken die FHs

- Eine berufliche Ausbildung nach der Hochschulreife haben 26% der Studierenden an FHs vorgeschaltet
- Jeder Vierte FH-Studierende war lange unsicher ob er/sie studieren soll
- 71% an den FHs sagen, sie seien gerne oder sehr gerne Student/in
- Im Masterstudium an den FHs sind 38% Teilzeit- und 57% Vollzeitstudierende
- Die Studierenden an den FHs sind im Durchschnitt knapp ein Jahr älter als an den Universitäten
- In den Sozialwissenschaften sind Studierende mit Kind am häufigsten vertreten, an den FHs zu 21%
- 6% der Studierenden an FHs denken ernsthaft über eine Promotion nach
- Studierende der Sozialwissenschaften berichten am seltensten (nur jeder Sechste) von zu schwierigen Leistungsnormen. In den Wirtschaftswissenschaften sagt dies jeder dritte und in den Ingenieurwissenschaften jeder zweite Studierende
- Arbeitserfahrung außerhalb der Hochschule ist von den Studierenden an den FHs sehr geschätzt
- Der Zeitbedarf für ein FH-Studium liegt bei etwa 33 Wochenstunden. Studierende in der Elektrotechnik müssen über 41 Wochenstunden investieren
- Einen möglichst raschen Abschluss streben fast alle Studierenden an FHs an. Rund die Hälfte der Studierenden kennt die Angst zu versagen
- Immer weniger Studierende nutzen die Sprechstunden der Lehrenden
- Mehr als die Hälfte der Studierenden (55%) gehen einer Erwerbsarbeit nach
- Rund vier Fünftel der Studierenden halten nichts von Studiengebühren

Quelle: Studiensituation und studentische Orientierungen, 12. Studierendensurvey an Universitäten und Fachhochschulen, gefördert vom Bundesministerium für Bildung und Forschung, Berlin 2014

Ja, die FHs haben es geschafft. Sie haben sich neu erfunden und emanzipiert. Orientiert an ihrem Leitbild „der Gesellschaft zugewandt“ wie es Teuscher aus Neubrandenburg immer wieder betont. Sicherlich hat Rektor Teuscher dabei auch seine Hochschule im Kopf. Da teilen sich Studierende, Rektor, Professorenschaft und Dozent/innen die Mensa des Studentenwerks Greifswald mit den Schüler/innen von den benachbarten Schulen. Die Schüler/innen gehören einfach dazu, sie gehen auf dem Campus ein und aus -und das eben nicht nur, wenn Kinderhochschule auf dem Programm steht. Die Fachhochschule - „der Gesellschaft zugewandt“. Genauso ist es.



DER AUTOR

Dr. Klaus Heimann ist freier Journalist und Moderator in Berlin. Er schreibt zu den Themen Bildung, Arbeitswelt und Karriere



»Für mehr Chancengerechtigkeit müssen wir umsteuern«

INGO KRAMER

ist Präsident der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände (BDA), eine der stärksten Stimmen der Wirtschaft. Kramer will, dass sich die Hochschulen stärker öffnen für Berufstätige. Nachgelagerte Studiengebühren hält er für gerecht, und bei der staatlichen Unterstützung für Studierende müsse umgesteuert werden.

INTERVIEW: Jan-Martin Wiarda FOTOS: BDA/Chaperon

In der Hochschulpolitik spielt die BDA Wunsch-Dir-was. Statt befristeter Projektmittel fordern Sie ein „Förderwerk Hochschullehre“, die MINT-Fächer sollen mehr Geld bekommen, Inklusion und Diversity müssen endlich richtig finanziert werden, mahnen Sie. Würde die Wirtschaft dafür auch mehr Steuern zahlen?

Die Hochschulen stehen in der Tat vor großen Herausforderungen. Aber wir fordern nicht nur, sondern die Wirtschaft tut auch etwas. Mit 2,5 Milliarden Euro haben die Unternehmen im Jahr 2012 Hochschulen und Studierende unterstützt - ein Plus von 15 Prozent gegenüber 2009. 22.500 Studierende wurden 2014 mit einem Deutschlandstipendium gefördert. Viele Unternehmen engagieren sich zudem für die 1.700 Stipendiatinnen und Stipendiaten der Stiftung der Deutschen Wirtschaft. Die Unternehmen sind bereit, ihr Engagement für die akademische Bildung noch weiter auszubauen - wenn das Studienangebot auch für Berufstätige praxisbezogener, flexibler und offener wird.

Im Streit über eine angebliche Über-Akademisierung hält sich der BDA-Präsident eher zurück. Warum?

Zurück halte ich mich nicht, zum Beispiel im April 2016 sitze ich zu diesem Thema in Bremen auf einem Podium. Meine Position ist klar: Die Debatte ist irreführend, sie schadet dem Gedanken eines durchlässigen Bildungssystems. Es ist auch falsch, der dualen Berufsausbildung fehlende Attraktivität zu unterstellen. Eine Lehre hat bei Studienberechtigten in den vergangenen Jahren sogar noch an Attraktivität gewonnen: 24 Prozent aller Ausbildungsanfänger haben Abitur, 1995 waren es nur 15 Prozent.

Jeder junge Mensch sollte also studieren, wenn er das will?

Jeder junge Mensch sollte die Möglichkeit haben, seine Potenziale voll zu entfalten. Ich habe an der Stelle eine klare Position, ohne berufliche und akademische Bildung gegeneinander auszuspielen: Die Unternehmen brauchen Absolventinnen und Absolventen aus beiden Bereichen. Beide Bildungssäulen sind gleich wichtig. Daher sind Förderprogramme wie der Studienkompass der Stiftung der Deutschen Wirtschaft für Schülerinnen und Schüler aus Familien ohne akademischen Hintergrund so wichtig, die talentierten Menschen den Weg an die Hochschule und in den Beruf weisen.

Sie trommeln öffentlich meist fürs MINT-Studium. Müssten Sie das nicht genauso für die Ausbildung tun?

Machen wir! Tatsächlich ist die Lücke bei den beruflich



Qualifizierten sogar größer. Aktuell fehlen den deutschen Unternehmen fast 160.000 MINT-Fachkräfte – ein Drittel davon Akademiker, zwei Drittel beruflich Qualifizierte. Bereits 2008 haben BDA und Bundesverband der Deutschen Industrie (BDI) die Initiative „MINT Zukunft schaffen“ gestartet, die sich für mehr und bessere MINT-Bildung stark macht – unabhängig davon, welche Wege in die Berufe führen.

Wie durchlässig sind denn aus Ihrer Sicht das Hochschul- und das Berufsbildungssystem?

Leider noch immer nicht durchlässig genug. Zwar haben wir große Fortschritte gemacht, auch auf Drängen der Wirtschaft, und die Zahl der Studierenden ohne Abitur ist deutlich gestiegen. Doch absolut gesehen bewegt sie sich immer noch auf zu niedrigem Niveau.

Konkret formuliert: Nur 2,6 Prozent aller Studienanfänger kamen 2013 als sogenannte beruflich



Den Ruf der Hochschulen nach mehr finanziellen Mitteln für Flüchtlinge halte ich für überzogen

Qualifizierte. Was läuft da schief?

Um wirklich voranzukommen, brauchen wir einheitliche gesetzliche Rahmenbedingungen: Alle Hochschulen sollten sich für Absolventinnen und Absolventen anerkannter Berufsausbildungen öffnen – unabhängig von weiteren formalen Voraussetzungen, wie etwa einer zusätzlichen mehrjährigen Berufserfahrung oder einer bestandenen Meisterprüfung.

Stichwort Öffnung der Hochschulen: Überall entstehen neue Studienangebote für Flüchtlinge. Ein Potenzial für die Arbeitgeber?

Ja, aber keines, das wir überschätzen sollten. Optimistische Schätzungen gehen von bis zu 50.000 studierfähigen Flüchtlingen aus. Das sind nicht einmal zwei Prozent der aktuellen Studierendenzahl. Den Ruf der Hochschulen nach mehr finanziellen Mitteln für diese Zielgruppe halte ich daher für überzogen. Eine weitaus dynamischere Entwicklung erwarte ich im Bereich der



Beste Beschäftigungsaussichten, weit überdurchschnittliche Einkommensperspektiven: Es besteht kein Grund, angehenden Akademikern finanzielle Privilegien ohne jeden Eigenbeitrag einzuräumen

dualen Berufsausbildung: Wir hatten 2015 mehr als 40.000 unbesetzte Ausbildungsplätze, hier drohen langfristig die größten Fachkräfteengpässe. Daher sollen wir den Asylbewerbern mit Bleibeperspektive sagen: Hier liegen eure größten Chancen.

Grundsätzlich bestreiten aber auch die Arbeitgeber nicht die Unterfinanzierung unserer Hochschulen und fordern, dass der Bund sich an ihrer Finanzierung beteiligt. Es tut sich aber nichts.

Der Bund finanziert zwar nicht dauerhaft, aber er finanziert seit Jahren in einer erheblichen Größenordnung. Fast jeder fünfte öffentliche Euro für die Hochschulen kommt inzwischen vom Bund. Finanzierung heißt aber auch inhaltliche Mitbestimmung. Geld vom Bund zu fordern, ohne gleichzeitig anzuerkennen, dass damit auch eine inhaltliche Steuerung verbunden ist, ist naiv.

Wo sollte denn der Bund Ihrer Meinung nach mitbestimmen?

Stichwort Hochschulpakt: An sich ist er sinnvoll, aber belohnt werden Hochschulen allein dafür, dass sie Studierende einschreiben. Ob sie später auch erfolgreich abschließen oder schon im ersten Semester frustriert abbrechen, spielt für die Zuwendung keine Rolle – einzige Ausnahme: Nordrhein-Westfalen. Und das, obwohl jeder vierte Studierende sein Studium abbricht. Hier kann und muss der Hochschulpakt Anreize anders setzen. Außerdem brauchen wir mehr und bessere Auswahlverfahren an den Hochschulen, um mehr Studierende zum Abschluss zu führen.

Nicht nur die Hochschulen wollen Geld vom Bund, die Studentenwerke ebenfalls, etwa für zusätzliche Wohnheimplätze für Studierende. Zu Recht?

Grundsätzlich gilt, dass Hochschulen Ländersache sind. Sie haben für die notwendige Infrastruktur zu sorgen. Das Bundesbauministerium geht nun mit dem 120-Millionen-Euro-Programm für Wohnprojekte in Vorleistung. Gut, dass diese Wohnungen sowohl Studierenden als auch Auszubildenden zur Verfügung stehen werden.

ZUR PERSON

Ingo Kramer, 63, ist im Hauptberuf Geschäftsführer und geschäftsführender Gesellschafter der Johann Heinrich Kramer-Firmengruppe, einer im Anlagen-, Rohrleitungs- und Apparatebau sowie in der Mineralöl-/Mess- und Fördertechnik tätigen Holding mit Sitz in Bremerhaven. Kramer studierte bis 1979 Wirtschaftsingenieurwissenschaften an der damaligen Universität Karlsruhe (TH), heute Karlsruher Institut für Technologie (KIT). Von 1987 bis 1992 war er FDP-Fraktionsvorsitzender in der Stadtverordnetenversammlung Bremerhaven. Seit dem Jahr 2003 ist Ingo Kramer Präsident der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände (BDA), im November 2013 wurde er zum Präsidenten gewählt. Er ist verheiratet und hat vier Kinder.

Sie plädieren nach wie vor für Studiengebühren, auch wenn die reihum in den Bundesländern wieder abgeschafft wurden. Warum?

Nachgelagerte Studienbeiträge sind richtig, sozialverträglich und gerecht. Ich teile die Einschätzung des Wissenschaftsrates: In den kommenden Jahren werden wir die Diskussion über dieses Thema erneut führen. Die Studierenden wünschen sich in ihrem Studium zu Recht beste Qualität. Aber ohne eigenen Beitrag wird das nicht finanzierbar sein. Bei besten Beschäftigungsaussichten und weit überdurchschnittlichen Einkommensperspektiven besteht auch überhaupt kein Grund, angehenden Akademikern finanzielle Privilegien ohne jeden Eigenbeitrag einzuräumen. Solange in der beruflichen und vor allem in der frühkindlichen Bildung teils hohe Gebühren zu zahlen sind, ist das sozial unausgewogen.

Die Studierenden sollen also Studiengebühren entrichten, dafür mehr BAföG erhalten und, wenn es nach Ihnen geht, einen Bundesstudienkredit. Wie soll das gehen?

Die staatliche Beihilfe für Studierende und ihre Eltern umfasst heute 28 Einzelposten – vom BAföG über Subventionen für die Krankenversicherung und den öffentlichen Nahverkehr bis zum Kindergeld. Nur rund ein Fünftel der Gesamtsumme von rund zehn Milliarden Euro geht überwiegend an Studierende aus einkommensschwachen Haushalten. Drei Viertel der Leistungen kommen Studierenden unabhängig von ihrer sozialen Lage zugute. Wenn wir mehr Chancengerechtigkeit in der Bildung wollen, müssen wir hier umsteuern.

Hat der Präsident der Arbeitgeber eine eigene hochschulpolitische Vision?

Das Hochschulsystem der Zukunft funktioniert nach den Grundsätzen Autonomie, Wettbewerb und Kooperation. Autonomie heißt Freiheit bei der Bestimmung der wissenschaftlichen Inhalte, bei der Auswahl der Studierenden, der Berufung von Lehrenden sowie beim Finanz-, Bau- und Personalmanagement. Autonomie bedeutet, eigenverantwortlich zu handeln und Verantwortung zu übernehmen. Die Hochschulen stehen im Wettbewerb untereinander und mit anderen Wissenschafts- und Bildungseinrichtungen. Autonomie und Wettbewerb fördern die Profilierung – angesichts der zunehmend heterogenen Studierendenschaft ein Muss. Der gesellschaftliche Bedarf an Wissenschaft und Bildung wird differenzierter. Daher wird zukünftig nicht jede Hochschule alles anbieten können. Das bedeutet mehr Vernetzung und Kooperation.

Aktiv studieren, passiv wohnen

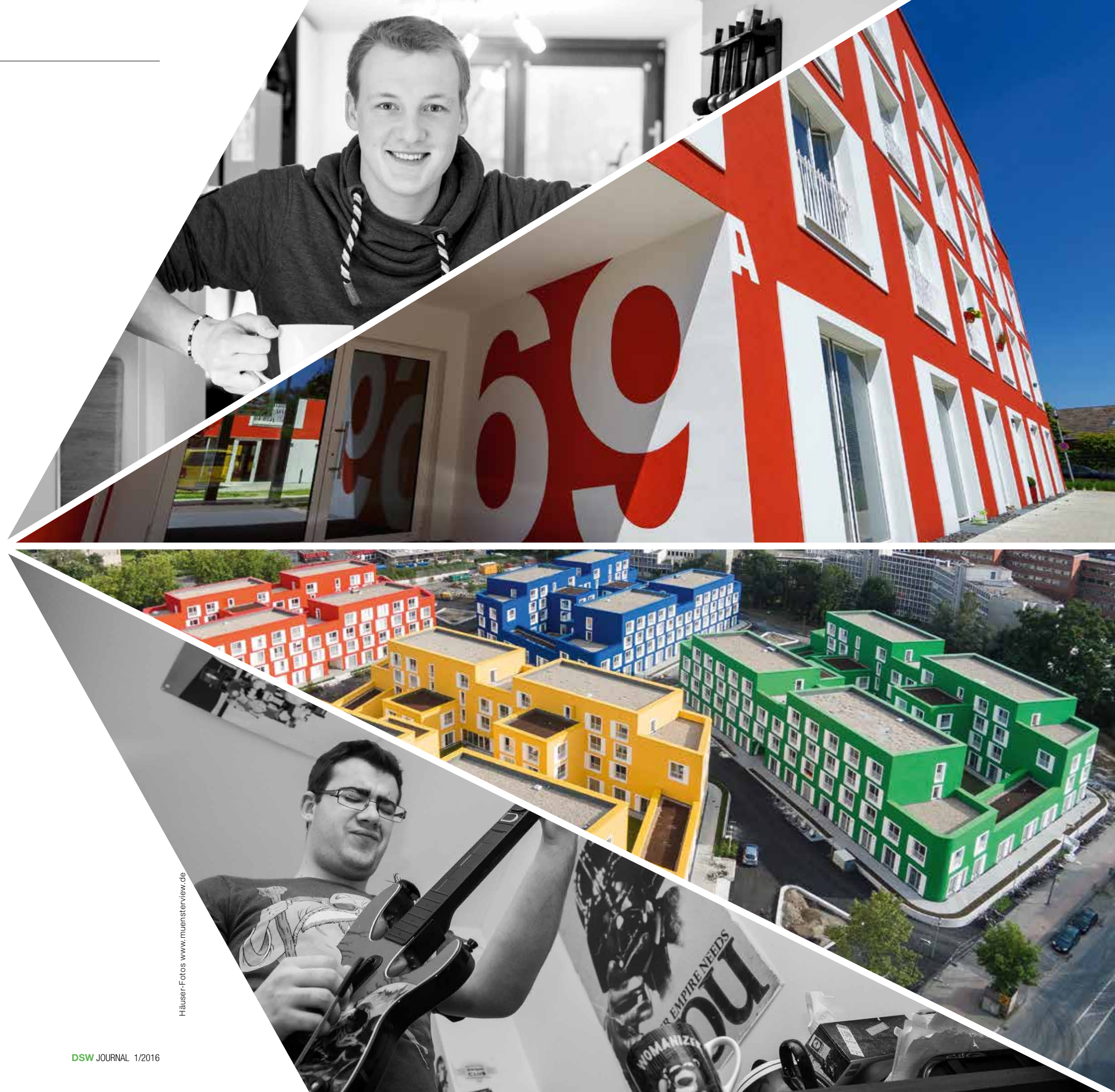
PASSIVHÄUSER

Was haben Münster, Wuppertal und Kamp-Lintfort gemeinsam? Vorzeige-Wohnanlagen für Studierende! Die Studierendenwerke in Nordrhein-Westfalen gehören zu den innovativsten Bauherren hierzulande, und ihre Energiesparbauten sind ebenso beliebt wie ausgezeichnet. Eine Rundreise.

TEXT: Angela Tohtz PERSONEN-FOTOS: Kay Herschelmann

Wenn Hanna und Eva im gemütlichen Wohnzimmer ihrer Dreier-WG aus den bodentiefen Südfenstern schauen, fühlen sie sich ein bisschen wie in einer holländischen Ferienwohnung. Bunt wie Strandkörbe strahlen einem die vier Wohnblöcke entgegen, jeder in einer eigenen satten Farbe: Tomatenrot, Sonnengelb, Grasgrün und Himmelblau. Obgleich die 2014 fertiggestellte Wohnanlage Platz für insgesamt 535 studentische Bewohner/innen bietet, nimmt man ihre Größe nur von außen wahr. Im Inneren gruppieren sich kleinteilige Haus- und Hofsituationen um Plätze, Winkel und Durchwegungen, die mit ihrem Strandhaferbewuchs und sandfarbenem Bodenbelag tatsächlich wie eine Dünenlandschaft an der Nordsee anmuten.

Aber wo steckt denn nun die innovative Technologie der Passivhäuser? Wenn man nicht gerade in einer der acht Haustechnikzentralen vor meterlangen Wärmetauschern steht, bemerkt man eigentlich keinen Unterschied zu konventionellen Bauwerken. Denn das Besondere an Passivhäusern ist in erster Linie ihre perfekte, hochgedämmte, wärmebrückenfreie und luftdichte Gebäudehülle, die es ermöglicht, fast ohne Heizung auszukommen – aber die von außen ganz normal aussieht. Warum die leuchtenden Fassaden High-tech-Bauwerke sind, erzählt der Geschäftsführer des Studierendenwerks Münster, Frank Olivier: 2009 gewann das Architekturbüro Kresings den NRW-Landeswettbewerb in Nordrhein-Westfalen „Innovative Wohnformen für Studierende in gemischten Quartieren“ am Standort Boeselagerstraße. Der Entwurf überzeugte mit seinem Konzept einer doppelten Grundrissauslegung: Sogenannte Flurgemeinschaften – Studi-WGs mit drei oder fünf Miniappartements plus Gemeinschaftsraum – sind durch wenige Handgriffe umrüstbar und können alternativ als Familienwohnungen oder für betreutes Seniorenwohnen genutzt wer-



Der Einbau der Briefkästen in die Wärmedämmung war eine technische Herausforderung.



Zu den Gemeinschaftseinrichtungen gehören ein Waschsalon, ein Veranstaltungsraum und bald eine Kinderbetreuung.



„Wie in einer holländischen Ferienwohnung“: Hanna (links) und Eva sind Teil der ersten WG in der Boeselagerstraße.

Fotos: Häuser, Seite 24-25; HG Esch, Henner | Personen-Fotos: Kay Hirschelmann

Münster

den. Der Wunsch des Landes-Bauministeriums, aus der Anlage ein Modellprojekt des energetischen Bauens zu machen, kam erst hinzu, als die Planungen schon weit fortgeschritten waren.

Nun hatte sich das Studierendenwerk Münster schon lange die Ökologie auf seine Fahnen geschrieben. Seit vielen Jahren gibt es Bio-Essen in den Mensen, und fast die gesamte Fahrzeug-Flotte fährt elektrisch. Der Schwenk zum Passivhaus war daher willkommen. Jedoch: Ein konventionell geplantes Gebäude in ein Passivhaus zu verwandeln, bedeutet mehr, als rundum 24 Zentimeter Wärmedämmung anzubringen. Eine solche Bauaufgabe erfordert zusätzliche Kompetenzen, das war allen klar.

Ein Loch an der falschen Stelle macht alles kaputt

Als zertifizierter Passivhausplaner wurde Thomas Lilge an Bord geholt. Als Qualitätssicherer wachte er über alle Details: von den 130 Meter tiefen geothermischen Bohrungen über die Ausschreibung luftdichter Spezialsteckdosen bis hin zur Einbaulogistik tonnenschwerer Vierfachfenster. Tag für Tag war er vor Ort und brachte der internationalen Truppe von Handwerkern bei, worauf es bei einem Passivhaus ankommt: Verständnis fürs Ganze und nahtlose Kommunikation untereinander. Denn schon das kleinste, arglos von einem Elektriker in die Gebäudehülle gebohrte Loch kann die Dichtheit eines gesamten Bauteils zerstören.

Die hohe Motivation

schweißte das Team zusammen und überträgt sich seit seiner Fertigstellung auch auf die Bewohner dieses besonderen Bauwerks. Ohne aktive Mitarbeit der Studierenden wäre die eineinhalbjährige Phase der Temperaturjustierung auch gar nicht denkbar gewesen: 124 Temperaturfühler waren in jeder der acht Haustechnikeinheiten zu monitoren, um sechs Systemkomponenten des Heizens und Lüftens aufeinander abzustimmen. „Dreht man an einer Schraube, so muss man alle anderen ebenfalls nachziehen“, verdeutlicht Gebäudemanager Frederick Beilicke vom Studierendenwerk Münster die Komplexität der Aufgabe.

Identifikation und Gemeinschaftsgefühl

Ein Gespann von zwei Hausverwaltern wurde eigens abgestellt. Sie sorgen für den reibungslosen Betrieb der Haustechnik - und für das Einhalten der Lüftungsregeln bei den studentischen Bewohner/innen. Denn, wer zu lange sein Fenster offenlässt, beeinflusst die Temperaturbalance im gesamten Gebäude. Verantwortliches Verhalten ist gefordert, wer sich nicht dran hält, wird auch schon einmal lautstark quer über den Hof ermahnt. Dass die beiden Hausverwalter ihre Studierenden kennen, scheint jedoch ihre Beliebtheit eher noch zu erhöhen. „Denen stehen hier alle Türen offen“, heißt es auf den Fluren.

Identifikation und Gemeinschaftsgefühl sind neben Komfort eben auch starke Faktoren von Wohnqualität. Inzwischen betragen die Wartezeiten für die Appartements bis zu 24 Monate. Hanna und Eva jedenfalls, die es anfangs noch etwas zu kühl fanden, können sich nicht mehr vorstellen, woanders zu wohnen.



Frank Olivier

„Wir legen großen Wert auf ökologische Nachhaltigkeit und setzen Geothermie, Photovoltaik, Solarthermie ein. Ich bin fest davon überzeugt, dass dieses Baukonzept ganzheitlich gelungen ist“

Frank Olivier, Geschäftsführer des Studierendenwerks Münster

Michael Arnold (links) und Rafaele di Rienzo: „Wir bekommen die Temperaturansprüche von Studierenden aus 17 Ländern inzwischen gut unter einen Hut“.



Boeselagerstraße 69-76

Fertigstellung	.....2014
Baukosten	.....40 Mio. €
Wohnfläche	.....18.000 m ²
Bewohner	.....535
Wohnungsschlüssel	.....103 Einzelappartements, 32 x 2-Raum-Appartements (für einen Studierenden), 88 x 2er-WG, 8 x 3er-WG, 40 x 5er-WG
Ausstattung	.....individuelle Bäder, Miniküchenzeilen, bodentiefe Fenster
Miete	.....5,40 €/m ² + 3,55 €/m ² Betriebskostenvorauszahlung
Energetisches Konzept	.....Passivhaus-Bauweise, Geothermie
Architekten	.....Kresings Architektur, Münster
Preise und Auszeichnungen	.....„Auszeichnung guter Bauten“ 2014 „Qualifiziertes Projekt der KlimaExpo. NRW“

Wuppertal

Als Markus 2014 zum Studium nach Wuppertal kam, überzeugte ihn von allen Wohnanlagen am meisten die Neue Burse, und zwar durch ihren hohen Ausstattungsstandard. Vollholzparkett, großzügige bodentiefe Fenster, anthrazitfarbene geflieste Bäder mit bodengleichen Duschen, schicke Miniküchen (sind keine Schrankküchen, sondern größer!) - das liest sich eher wie ein Maklerprospekt, nicht wie die Beschreibung eines Studierendenwohnheims.

Dahinter steckt die Strategie des Geschäftsführers des Hochschul-Sozialwerks Wuppertal, Fritz Berger, den seine persönlichen Erfahrungen mit französischer Innenarchitektur gelehrt haben, dass Nachhaltigkeit eben auch durch Langlebigkeit entsteht. Er bietet den Studierenden in Wuppertal eine architektonische Qualität, die nicht nur haltbar ist, sondern darüber hinaus so viel Wohnlichkeit verbreitet, dass Vandalismus und Graffiti kaum noch vorkommen. Mehrkosten in der Erstanschaffung amortisieren sich so bereits nach wenigen Jahren.

Doch so kuschelig war es in dem mehr als 600 Bewohner fassenden Komplex nicht immer. Berger, der selber in den 1980er Jahren dort gewohnt hat, erinnert sich: überlange, dunkle Flure und tageslichtlose Küchen für 16 Personen machten die Burse im Laufe der Jahre zum sozialen Brennpunkt. Und nicht genug: „Das war eine richtige Energieschleuder.“ Als Ende der 1990er Jahre die Sanierung anstand, wurden daher Komplettabriss und Neubau erwogen. Gemeinsam mit dem Architektur Contor Müller Schlüter landete man schließlich bei einem 25% günstigeren Umstrukturierungskonzept.

Die Erneuerung war gleichermaßen radikal wie kreativ. Durch Entkernung des Mittelteils mitsamt der belastenden Gemeinschaftsküchen wurden aus den kreuzförmigen Grundrissen je zwei L-förmige eigenständige Gebäude mit tagesbelichteten Fluren. Ein vorgelagerter Betonrahmen verbreiterte diese beidseitig um je zwei Meter. Die neugewonnene Raumtiefe bot Platz für individuelle Bäder und Miniküchenzeilen innerhalb der Appartements.

Warme Innenräume, kühle Treppen

Anstelle der früheren Betonfertigteilfeassade wurde nun eine hochgedämmte Holztafelkonstruktion vorgehängt. Der hohe Vorfertigungsgrad der zwölf Meter langen Elemente gewährleistete eine kurze Montagezeit sowie eine luftdichtere Ausführung der Fugen. Zum ausgefeilten Energiekonzept gehörte darüber hinaus die thermische Trennung des Gebäudes in warme Innenräume und kühlere Treppen- und Funktionsräume. Als erstes Niedrigenergie-Studierendenwohnheim Deutschlands wurde damit der erste Bauabschnitt der Neuen Burse im Jahr 2000 zur Keimzelle aller Wuppertaler Energieeffizienzwohnheime. „Wir waren so erfolgreich, dass wir weitergemacht haben“, kons-



Zachari: „Der Schallschutz ist echt gut. Selbst wenn ich meinen Woofer aufdrehe, störe ich niemanden“.



Julian (links) freut sich, in einem Passivhaus zu wohnen: „Man hat weniger Arbeit“.



Wolf, Sven und Marc (v.l.n.r.) auf dem Weg in die studentische Kneipe, die Wolf als Tutor mitorganisiert.



tatiert Berger. 2002 erreichte der zweite Bauabschnitt bereits Passivhausstandard. In Zahlen: Der Heizbedarf reduzierte sich von 210 auf ca. 15 Kilowattstunden - das sind weniger als 10 % der vorher benötigten Heizenergie. Um nutzerbedingtes Fehlverhalten auszugleichen, wurde dieses Mal zusätzlich eine Lüftungsanlage mit Wärmerückgewinnung eingebaut.

Von Preisen überschüttet

Inzwischen ist das Ensemble auf sieben Wohngebäude angewachsen und wird mit Umwelt- und Architekturauszeichnungen überschüttet. Drei neu gebaute, grünbunte Passivhäuser schmiegen sich seit 2012 in die hügelige Topografie der Bergischen Landschaft. Ein Mix aus Einzelappartements und WG-Zimmern mit eigenen Bädern steht für weitere 84 studentische Bewohner/innen zur Verfüg-

ung. Wie in den Altbauten sind auch hier - neben hochwertigen Materialien und einem lebhaften Farbkonzept - die vorgehängten Holzfassaden der architektonische Trumpf. Durch Detailverbesserungen wurde die Luftdichte mittlerweile weit unter die geforderten Maximalwerte optimiert.

So viel Erfahrung beim Bau - so viel Gelassenheit bei der Bewirtschaftung. Der Leiter des WohnraumService des Hochschul-Sozialwerks Wuppertal, Mathias Hensche, setzt nicht auf Infolyer. Manch einer, wie Zachari, der aus Bulgarien für sein Studium nach Deutschland kam, versteht diese aus sprachlichen Gründen anfangs gar nicht. Die Fenster werden einfach ohne Kipp-Funktion installiert, das Raumklima muss auch ohne Mietereingriffe optimal sein. Hierfür werden die technischen Systeme stabil ausbalanciert.

Wenn die Wuppertaler neue Häuser planen, will Fritz Berger daher auf jeden Fall wieder das ökologisch-ökonomische Maximum ausreizen. Regenerative Energiequellen wie Photovoltaik wurden noch gar nicht eingesetzt, weil ihre Rentabilität bislang bei jedem Projekt negativ eingestuft wurde. Da warte man zunächst auf den Fortschritt in der Speichertechnologie, „Wir denken durchaus an Plusenergiehäuser. Mal gucken, was bis dahin geht!“

Neue Burse

Baukosten	11,25 Mio. €
Wohnfläche	6.700 m ²
Bewohner	326 Bewohner
Wohnungsschlüssel	Einzelappartements und 2er-WGs.
Ausstattung	individuelle Bäder, Miniküchenzeilen, Parkett, bodentiefe Fenster
Miete	208,-€ warm
Energetisches Konzept	Passivhaus-Bauweise, Fernwärme
Architekten	Modernisierung: Architektur Contor Müller Schlüter, Wuppertal
Auszeichnungen	„Deutscher Bauherrenpreis“ 2001/2002 „Zukunft Wohnen“ 2004 „Deutscher Holzbaupreis“ 2005

Foto: Personen: Kay Hershelmann / Altbau UND Neubau; Tomas Riehle, Bergisch-Gladbach

KAMP-LINTFORT



Vier weiße Wohnwürfel auf internationalem Campus

Was geht und was nicht geht, damit beschäftigt sich auch Heinz-Walter Pfeiffer, „Herrscher über das Wohnen“ in der Abteilung Studentisches Wohnen, Bau und Technik des Studierendenwerks Düsseldorf. Sein Resümee: „Als ich vor 30 Jahren aus der Immobilienbranche kam, dachte ich, Vermieten ist Vermieten. Heute weiß ich, an Studierende zu vermieten ist ein völlig anderes Geschäft.“ Am äußersten westlichen Rand des Ruhrgebiets, in Kamp-Lintfort am Niederrhein, führt er durch seine allerneueste Wohnanlage.

2009 gründete sich hier und im nahen Kleve eine junge Fachhochschule, die den Namen der grenzüberschreitenden Region Rhein-Waal trägt. Gemäß dem in der ehemaligen Zechengegend fälligen Strukturwandel lautet ihr Motto: Innovativ, interdisziplinär, international. Für die über 6.000 Studierenden errichtete das Studierendenwerk Düsseldorf an beiden Standorten eigens neue Wohnanlagen, ebenfalls innovative Passivhäuser. Pfeiffer allerdings bevorzugt eine seiner Klientel angepasste, abgespeckte Version. „Hier darf man lüften!“

In Kamp-Lintfort stehen vier weiße Wohnwürfel auf dem unmittelbar an den Campus angrenzenden Grundstück der historischen Villa Kellermann. Die Vier- und Fünfgeschosser des Düsseldorfer Architekturbüros M+B wurden dem Gestaltungsrat der Gemeinde in zähen Verhandlungen abgerungen. Nun dient die Anlage mit hauptsächlich Einzelzimmerappartements für insgesamt 118 Studierende gleichzeitig als Hauptschließung für die neuen Hochschulgebäude. Auf dem kleinen Platz zwischen den Häusern herrscht ein reges Kommen und Gehen. Wer hier wohnt, bekommt alles mit und braucht seinen täglichen Radius zwischen Labor, Mensa und Schreibtisch nicht über wenige hundert Meter auszudehnen.

Bedingt durch starke internationale Ausrichtung der Hochschule mit 85% englischsprachigen Lehrveranstaltungen ist der Anteil der ausländischen Studierenden noch höher als anderswo. Daniela, aus Wien stammende Studentin des Fachbereichs Usability Engineering, und Anil, in Kamp-Lintfort aufgewachsener International Business-Student mit indischen Wurzeln, kennen ihre Nachbarn alle und zählen sie an den Fingern durch. Waren es in Münster 17 Nationalitäten auf 535 Bewohner, so sind es hier 13 zu 118. Multikulti ist gelebter Alltag, durch vier Haustutoren orga-



Daniela aus Wien kocht mit ihrer Nachbarin Palatschinken.



Anil ist in Kamp-Lintfort aufgewachsen; als Haustutor vermittelt er zwischen Verwaltung und Bewohner/innen.



Psychologie-Studentin Christina hat für ihre Prüfungsvorbereitung ein ausgeklügeltes Klebezettel-System an ihrem Fenster entwickelt.

nisieren die Studierenden ihr Zusammenleben untereinander.

Nur zwei Tage in der Woche ist das Büro der Hausverwaltung besetzt, die Gebäude müssen in der alltäglichen Benutzung wartungsarm sein. Nicht zuletzt deshalb hat Heinz-Walter Pfeiffer auf den Einbau einer empfindlichen Lüftungsanlage komplett verzichtet. Hauptgrund jedoch ist für ihn das mangelnde Verbrauchsbewusstsein der Studierenden im Zusammenhang mit der Pauschalmiete des Studierendenwerks Düsseldorf. Nachträgliche Betriebskostenabrechnungen, so nämlich die Erfahrung in Düsseldorf, machen keinen Sinn bei einer internationalen Studierendenschaft, die sich unmittelbar nach ihrem Auszug in alle Winde zerstreut.

An der Großen Goorley

Fertigstellung	..... 2015
Baukosten	..... 11,0 Mio. €
Wohnfläche	..... 2.400 m ²
Bewohner	..... 118
Wohnungsschlüssel	..... 108 Einzelappartements, 5 x 2er-WGs
Ausstattung	..... individuelle Bäder, Miniküchenzellen, möbliert
Miete	..... 258-328,- € incl.
Energetisches Konzept	..... Passivhaus-Bauweise, Blockheizkraftwerk, keine kontrollierte Be- und Entlüftung
Architekten	..... M+B Architektur und Planung GmbH, Düsseldorf

Foto: S. 28 M+B Projekt und Planung GmbH | Fotos S. 29 Kay Herschelmann



Frank Zehetner

»Bei allen unseren Bau-maßnahmen legen wir großen Wert auf höchste Energieeffizienz, und wir setzen alle wirtschaftlich sinnvollen Maßnahmen zur Ressourcenschonung ein«

Frank Zehetner, Geschäftsführer des Studierendenwerks Düsseldorf



DIE AUTORIN

ANGELA TOHTZ ist Architektin und Inhaberin einer Agentur für Architekturkommunikation in Berlin. Seit den Recherchen für diese Reportage findet sie es schade, nie selber in einem Studierendenwohnheim gewohnt zu haben

Dass die Studierenden hier in Passivhäusern wohnen, wissen viele gar nicht. Was sie aber wissen: Es ist immer warm, sie haben eine nette Hausgemeinschaft, und den Preis ihrer voll möblierten Appartements finden sie „mega“!

MARTIN ULLRICH

Der Präsident der Hochschule für Musik Nürnberg ist der oberste Lobbyist der deutschen Musikhochschulen, die zu den besten der Welt gehören. Er sieht die Musikhochschulen als Pioniere im Bologna-Prozess und wünscht sich für sie mehr Selbstbewusstsein. Ein Porträt.

TEXT: Tilmann Warnecke FOTOS: Kay Herschelmann

Der Musik-Lobbyist

Martin Ullrich steht im „Gala-Kutschen-Saal“ des Berliner Neuen Marstalls und klatscht in die Hände. In dem früheren Pferdestall üben heute junge Musikerinnen und Musiker. „Sehr faszinierend!“, ruft Ullrich – meint aber keineswegs die bewegte Geschichte des Raumes, sondern seine Ausstattung. Plexiglas-elemente hängen an der einen Wandseite, leicht durchlöcher-te Paneele an der anderen. Ullrich lauscht seinem Klatschen nach: „Die Paneele sind wohl mit Holzwolle ausgestopft. Macht eine trockene Akustik, sehr gut geeignet für Klavierkonzerte.“

Im Auftrag der Musik ist Martin Ullrich rund um die Uhr unterwegs. Er ist sozusagen der Chefdirigent der deutschen Musikhochschulen: Der Präsident der Nürnberger Hochschule für Musik steht seit vier Jahren auch der Rektorenkonferenz der 24 Musikhochschulen im Land vor. Jenen Institutionen also, die seit Jahrzehnten Star-Künstlerinnen und -Künstler hervorbringen – und die als Sehnsuchtsorte für junge Musizierende auf allen Kontinenten gelten, die eine Weltkarriere anstreben. Wobei Ullrich, selber studierter Pianist, die Hochschulen eben auf jenen Elfenbeinturm der musikalischen Virtuosität nicht beschränkt wissen möchte. Er ist angetreten mit dem Vorsatz, die Musikhochschulen in ihrer gesellschafts- und hochschulpolitischen Rolle zu stärken.

Wie sich Ullrich das Wirken einer Musikhochschule in die Gesellschaft vorstellt, zeigt sein Terminkalender. An diesem Tag ist er früh nach Berlin geflogen, die Hochschulrektoren konferieren. Thema: Das Handelsabkommen TTIP und dessen Konsequenzen für die Hochschulen. „Als Bildungs- und Kulturträger sind wir hier doppelt betroffen“, sagt Ullrich – und warnt vor der „totalen Kommerzialisierung durch amerikanische Anbieter“.





Nachmittags geht es weiter zum Intendanten des Berliner Konzerthauses, um mit ihm über ein Festival für Studierende zu beraten. Nachwuchsmusiker/innen an neue Formen des Musikbusiness heranzuführen sei auch Aufgabe der Hochschulen: „Festanstellungen im Orchesterbereich werden weniger, der Festivalbereich explodiert dafür.“ Viel mehr Selbstständigkeit sei von Absolvent/innen gefragt als früher: Sie müssten sich nicht nur selbst vermarkten, sondern neue dramaturgische Konzepte für Konzerte und Aufführungen im Grenzbereich von Musik, Schauspiel und Bildender Kunst finden. Dass gegen alle Erwartungen ausgerechnet im digitalen Zeitalter die Live-Aufführung wieder an Bedeutung gewonnen hat, treibt Ullrich ohnehin um. Er spricht von einer „Re-Auratisierung“ der Live-Situation während Musikaufnahmen gerade deswegen „zum Gimmick“ verkommen würden, weil sie inzwischen inflationär verfügbar sind.

Als Ullrich mit dem Studium begann, waren diese Umbrüche höchstens zu erahnen. 1991 bestand er an der Hochschule für Musik und Darstellende Kunst Frankfurt am Main die Aufnahmeprüfung für das Klavierstudium. „Singulär“ sei die deutsche Musikhochschullandschaft und ihre exzellente Ausbildung, sagt Ullrich. So viele gute und eigenständige Musikausbildungsinstitutionen, die ein Promotionsrecht, teilweise sogar Habilitationsrecht haben,

gebe es sonst nirgendwo. Singulär sind sie auch unter den wissenschaftlichen Einrichtungen in Deutschland. Die Studierenden genießen Einzelunterricht, wachsen auf der Suche nach ihrer künstlerischen Linie oft nachgerade „symbiotisch mit ihrem Professor zusammen“, wie Ullrich sagt. Das können an wissenschaftlichen Universitäten wahrscheinlich nicht einmal Doktorand/innen von sich behaupten.

Die deutschen Musikhochschulen könnten nach außen ruhig selbstbewusster als Innovatoren auftreten, findet Ullrich. Das beste Beispiel ist für ihn der Bologna-Prozess. Wie andere künstlerische Hochschulen standen die Musiker dem zunächst sehr skeptisch gegenüber. Mitte der 2000er Jahre wandelte sich das aber. Es half, dass Musikhochschulen – anders als Universitäten und Fachhochschulen – nicht in das zehensemestrige Korsett von Bachelor und Master geschnürt wurden. Die beiden Zyklen dürfen hier auch zusammengenommen länger dauern.

So bieten viele Musikhochschulen jetzt achtsemestrig Bachelorstudiengänge an. „Wir haben uns den Anforderungen des Berufsalltags inzwischen ganz anders geöffnet“, sagt Ullrich. Überfachliche Kompetenzen seien gestärkt, Schlüsselqualifikationen implementiert worden. In neuen Master-Studiengängen würden wissenschaftliche, künstlerische und pädagogische Schwerpunkte neu ver-



Die Politik sollte uns Musikhochschulen Bewegungsfreiheit geben, damit wir Studiengebührenmodelle entwickeln können

knüpft. Gleichzeitig habe man die alten Stärken der Musikhochschulen erhalten: „Die jungen Geigerinnen, Pianisten, Sängerinnen werden immer besser.“

Nun bleiben Musikhochschulen im Vergleich zu den großen Tankern Universitäten winzige Boote. Gerade einmal 20.000 Studierende sind bei ihnen eingeschrieben, das entspricht einer einzigen mittelgroßen Universität. Wird die Stimme der Musikhochschulen in der Hochschulrektorenkonferenz (HRK) da überhaupt gehört? „Naja“, sagt Ullrich. „Meine Innensicht ist manchmal schon, dass wir in vielen Zusammenhängen nicht hundertprozentig ernst genommen werden.“ Von außen spiegele man ihm allerdings Gegenteiliges. Und so versucht er, die Expertise der Musikhochschulen in der HRK bei allen Themen einzubringen, die sie betreffen.

Ins öffentliche Bewusstsein rückten die Musikhochschulen Mitte 2013 – aber wohl kaum so, wie Ullrich sich das gewünscht hätte. Der Landesrechnungshof in Baden-Württemberg nahm die Musikhochschulen ins Visier, forderte, die fünf Institutionen des Landes sollten fünf Millionen Euro im Jahr einsparen – und übte eine Generalkritik. Allzu viele Absolvent/innen würden gar nicht Solo- oder Orchestermusiker/innen werden, sondern „nur“ Musikpädagog/innen. Eine weniger aufwändige Ausbildung täte es da auch. Dass viele internationale Studierende an die Hochschulen drängen, sahen die Rechnungsprüfer nicht als Ausweis künstlerischer Exzellenz, sondern als finanzielle Last. Es sei „kein vernünftiger politischer Grund ersichtlich“, warum das Land Baden-Württemberg unentgeltlich so teure Ausbildungskapazitäten für Studierende aus Fernost vorhalte, wenn diese doch gar nicht in Deutschland bleiben würden. Die Hochschulen sollten da besser Studiengebühren in der Höhe von 2.000 Euro pro Semester von Nicht-EU-Ausländern erheben.

Es folgten monatelange Proteste, bundesweit wurde diskutiert. Letztlich wendete sich alles zum Guten. Gekürzt wurde nicht, ganz im Gegenteil steigen die Zuschüsse für die Musikhochschulen, wie für die anderen Hochschulen im Südwesten ebenfalls. Ullrich spricht von einem „windungsreichen und schmerzvollen“ Prozess: „Ich habe nichts dagegen, sich diese Hochschulen genau anzugucken und möglicherweise neu zu profilieren. Aber antizyklisch sparen? Das war von Beginn an unverständlich.“

Aber traf die Kritik der Rechnungsprüfer nicht durchaus einen Kern? Tatsächlich kommen an Musikhochschu-



len bundesweit rund 40% der Studierenden aus dem Ausland. Ein gesamtes Bachelorstudium in der Musik kostet den Staat laut Rechnungshof im Schnitt 76.000 Euro. Das Deutsche Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung (DZHW) kam vor einiger Zeit in einer Studie auf eine ähnliche Summe. Die Kosten liegen deutlich über ingenieur- oder gar geisteswissenschaftlichen Studiengängen.

Ullrich wäre durchaus offen, von Nicht-EU-Ausländer/innen Gebühren zu verlangen, wie es etwa die Hochschule für Musik in Leipzig seit einiger Zeit macht. Diese nimmt 3.600 Euro im Jahr. In den meisten Bundesländern gehe das hochschulrechtlich aber gar nicht, sagt Ullrich: „Die Politik sollte uns also erstmal Bewegungsfreiheit geben.“ Er wünsche sich, dass Hochschulautonomie in dem Punkt ernst genommen werde: „Dann können wir verschiedene Gebührenmodelle entwickeln und diese am Markt erproben.“ Den Musikhochschulen „zu viele internationale Studierende“ vorzuhalten, hält Ullrich ohnehin für einen „merkwürdigen Zungenschlag in der Debatte“.

Ullrich will nicht missverstanden werden: Er plädiere für einen „bescheidenen“ Beitrag der Studierenden; die 300 Euro, die alle Studierenden in Bayern bis vor Kurzem zahlen mussten, hält er für „legitim“. Ansonsten kämpfe er schon „glühend“ für öffentlich getragene Hochschulen und Kulturinstitutionen. „Denken Sie an die mutigen, riskanten Projekte, die mit staatlicher Förderung ermöglicht werden. Die können zwar scheitern – aber auch fulminant gelingen!“



DER AUTOR

Tilmann Warnecke arbeitet im Ressort „Wissen“ des Berliner „Tagesspiegel“ und schreibt über Bildungs- und Forschungspolitik

ZUR PERSON

Prof. Dr. Martin Ullrich ist seit Oktober 2009 Präsident der Hochschule für Musik Nürnberg und seit Oktober 2011 Vorsitzender der Rektorenkonferenz der deutschen Musikhochschulen. Martin Ullrich studierte Klavier (Diplommusikerziehung) an der Hochschule für Musik und Darstellende Kunst Frankfurt am Main und an der Universität der Künste Berlin sowie Musiktheorie und Gehörbildung, ebenfalls an der Universität der Künste Berlin. Seit dem Jahr 2013 hat Ullrich eine Professur für Musiktheorie in Nürnberg inne. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören die Musik Robert Schumanns, die Theorie der populären Musik und das Verhältnis von Musik und digitalen Medien. Sein besonderes wissenschaftliches Interesse gilt den „Human-Animal Studies“.

www.hfm-nuernberg.de/hochschule/hochschulgremien/hochschulleitung/



Relaxed, aber politisch!

STUDIERENDE

Auf Deutschlands Hochschulen kommen unruhige Zeiten zu, freut sich der Jugendforscher Klaus Hurrelmann: Die künftigen Studierenden der „Generation Relaxed“, geboren seit dem Jahr 2000, sind politisch und wollen mitbestimmen.

Wie politisch sind Jugendliche und junge Erwachsene heute? Zwei Studien haben darauf in jüngster Zeit Antworten gegeben: Der Studierenden survey des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF), der 18- bis 30-Jährige im Blick hat, und die Shell Jugendstudie, die sich der 12- bis 25-Jährigen angenommen hat. Wer die Ergebnisse liest, kommt zunächst ins Staunen: Während der Studierenden survey ein sinkendes politisches Interesse der jungen Erwachsenen konstituiert, kommt die von mir mit verantwortete Shell Jugendstudie zu dem Ergebnis, dass das politische Interesse der nachwachsenden Generation sogar steigt. Auf den ersten Blick ist dies in der Tat ein Widerspruch, der sich bei genauerem Hinsehen jedoch durch die unterschiedliche Methodik erklären lässt. So geht es im Studierenden survey um das „starke“ politische Interesse der Befragten, in der Shell Studie dagegen um das „allgemeine politische Interesse“. Hinzu kommt, dass sich die untersuchten Alterskohorten unterscheiden. Liest man beide Untersuchungen zusammen und berücksichtigt dabei diese unterschiedliche Herangehensweise, wird schnell klar, dass sie sich gegenseitig ergänzen – und dass sie den Beginn einer Trendwende zeigen: Ja, es gibt wieder mehr politisches Interesse, und der Wandel hin zu mehr Engagement und Beteiligung kommt von der jüngsten Alterskohorte her. Mit anderen Worten: Auf Universitäten und Fachhochschulen kommt eine neue, eine politischere Generation zu.

Schon länger wissen wir, dass das politische Interesse mit dem Alter und, stärker noch, mit dem Bildungsgrad steigt. Studierende sind nach wie vor die insgesamt politisch interessierteste Gruppe, und dieses Interesse wird in den kommenden Jahren weiter nach oben gehen. Seit Helmut Schelsky die Geburtsjahrgänge 1925 bis 1940 als die „skeptische Generation“ beschrieben hat, hat sich in der Soziologie ein 15-Jahres-Rhythmus etabliert, um diejenigen zu kategorisieren, die als Generation ähnliche gesellschaftliche und individuelle Erfahrungen gemacht haben: Die 1940 bis 1955 Geborenen waren die 68er-Generation, von 1955 bis 1970 folgten die „Baby Boomer“, danach bis 1985 die Generation X und von 1985 bis 2000 die Generation Y. Deren politisches Interesse ist im Vergleich zu vorherigen Alterskohorten dramatisch abgesackt; sie waren gebeutelt durch schlechte wirtschaftliche Nachrichten, wie die Finanzkrise 2007/2008, eine latent drohende Arbeitslosigkeit und die generelle Botschaft, dass nichts mehr sicher sei. Die einzige Chance, die der Generation Y blieb, war die Optimierung des eigenen Lebenswegs, die sich in der Jagd nach Bildungszertifikaten manifestierte. Die Quote der Abiturient/innen stieg an, die Studierendenzahlen ebenso, alles getrieben von einer Elterngeneration, die als

Fotos: Hertie School of Governance



Die fachliche und gesellschaftliche Engführung, der sich die Hochschulen in den vergangenen Jahren unterworfen haben, muss wieder aufgebrochen werden. Der Campus muss wieder stärker zu einem gesellschaftspolitischen Forum werden

„Baby Boomer“ mit der neuen Unsicherheit im Leben ihrer Kinder nicht umgehen konnte. Kein Wunder, dass bei der Generation Y das politische Interesse einen heftigen Einbruch erlebte: Man versuchte, nicht abzurutschen und sich an Zähl- und Messbarem festzuhalten. Beteiligungsinteressen und Mitwirkungsstrukturen spielten dabei keine große Rolle mehr.

Diese Durststrecke dürfte jetzt überwunden sein. Die nächste Generation, die seit 2000 Geborenen, erleben den Druck und diese Unsicherheiten nicht mehr. Im Gegenteil, um die jungen Leute wird erstmals geworben, der viel beschworene Mangel an Fachkräften mit Berufs- und Studienabschluss gleichermaßen macht sie entspannt und relaxed – weshalb man sie als Generation R bezeichnen könnte. Statt nach dem Abitur in Bildungsapanik zu verfallen und sofort an die Hochschulen zu stürmen, legen sie eine Pause ein, reisen oder engagieren sich als Volunteers, orientieren sich in einer unübersichtlich gewordenen Welt. Noch ist schwer vorzusagen, wie es weitergeht mit diesen Jugendlichen und ob die Bezeichnung als Generation R überhaupt Bestand haben kann. Klar ist aber schon jetzt: Sie werden wieder politischer sein und nach Wegen der Partizipation suchen.

Unis und Fachhochschulen sollten deshalb dringend darüber nachdenken, wie sie diese zukünftige Klientel angemessen beteiligen und die Interessen dieser Generation bedienen können. Denkbar wäre etwa ein breit angelegtes Studium generale, integriert in den Alltag der Hochschulen; ein gesellschaftspolitisches Angebot, das dem politischen und Bildungsinteresse der heute noch unter 15-Jährigen gerecht wird. Die fachliche und gesellschaftliche Engführung, der sich die Hochschulen in den vergangenen Jahren unterworfen haben, muss dringend wieder aufgebrochen werden. Gefragt ist die Abkehr vom lust- und konzentrierten Handeln der Bildungseinrichtungen und die Rückkehr zu Hochschulkonzepten, die den Campus wieder stärker zu einem gesellschaftspolitischen Forum machen. Noch strahlen die Hochschulen in ihrer Bologna-getriebenen Ausdifferenzierung der Studienangebote eine enorme Unfertigkeit und Unsicherheit aus – doch sie müssen sich besinnen und zurückfinden zu einer Form, die eben auch

Orientierung und Reibungsmöglichkeiten bietet. Für die Studentenwerke bedeutet das: sich auf den größeren werdenden Beratungsbedarf einstellen und die Rolle als Sachwalter studentischer Interessen weiter ausbauen – obwohl auch klar ist, dass Partizipation in erster Linie von den Studierenden selbst ausgehen muss und nicht durch noch so gut meinende Stellvertreter ausgeübt werden kann. Mich erstaunt immer wieder, dass das im Bereich der Schülervertretungen erreichte Niveau an Partizipation sich beim Wechsel an die Hochschulen gewissermaßen verflüchtigt und dann an Unis und Fachhochschulen nur noch jämmerliche Beteiligungsstrukturen übrig bleiben.

Politisches Interesse folgt auch Konjunkturen, und es war lange Zeit out. Die Generation Y hat in erster Linie ego-taktisch gedacht und gehandelt, nicht jedoch strategisch und schon gar nicht machtstrategisch. Demokratisch legitimierte Macherteilung aber ist der Kern unseres politischen (Bildungs-)Systems, und es besteht berechtigter Grund zur Hoffnung, dass die nächste Kohorte, die Generation R, wieder stärker politisch eingreifen wird. Die Hochschulen werden ihr Experimentierfeld sein; ob diese Veränderung dann tatsächlich den existierenden politischen Strukturen zugute kommt, muss sich allerdings noch zeigen. Denn die junge Generation ist auch von großer Zurückhaltung gegenüber festen Strukturen und allem Bürokratischen geprägt. Anders gesagt: Auf die Hochschulen kommen unruhigere Zeiten zu. Und ehrlich gesagt, freue ich mich darauf.

Notiert von Armin Himmelrath



DER AUTOR

Klaus Hurrelmann ist Soziologe und einer der bekanntesten Jugendforscher Deutschlands. Er lehrt derzeit an der Hertie School of Governance in Berlin und ist Koautor der aktuellen, 17. Shell Jugendstudie

www.shell.de/aboutshell/our-commitment/shell-youth-study-2015.html



“
**WIR HABEN
EINE
MONOKULTUR**

13
Fragen an ...

HEIKE SCHMOLL

Redakteurin der Frankfurter
Allgemeinen Zeitung (FAZ)

Die Exzellenzinitiative als Gießkanne – richtig?

Nein. Man darf nicht daran rütteln, dass der Wettbewerb rein wissenschaftsgeleitet ist.

Sind die Unis mit der Dauerkonkurrenz um Fördermittel überfordert?

Man muss aufpassen, dass Forschung und auch Lehre nicht zu kurz kommen, wenn die Wissenschaftler von Wettbewerb zu Wettbewerb hetzen.

Schaffen die Hochschulen 2,8 Millionen Studierende, Senioren und Flüchtlinge?

Wir können die Hochschulen nicht ständig mit Überkapazitäten arbeiten lassen. Die Betreuungsschlüssel dürfen nicht noch schlechter werden, als sie jetzt schon sind.

Hat das ganze Exzellenz-Getue etwas gebracht?

Es hat die internationale Wahrnehmung der deutschen Hochschulen erhöht. Aber wir haben auch eine bestimmte Monokultur bekommen – weil die Art des Bewerbens bestimmte Antragsmoden begünstigt.

Wie bewerten Sie den enormen Zuwachs an Abituren seit Pisa?

Je stärker man die Anforderungen an die Hochschulreife senkt, desto wertloser wird das Abitur als Zertifikat. Wir müssen darauf achten, dass wir die Hochschulen auf diese Weise nicht dazu zwingen, Eingangstests und Aufnahmeprüfungen anzuberaumen. Das ist ein enormer Aufwand, bringt aber oft gar nicht die guten Studenten, die sie haben wollen.

Ist der bayerische Weg, den Zugang zum Abitur eng zu halten, eine Alternative?

Ja, alle bayerischen Schulen haben hohe Anforderungen. Selbst der Mittelschulabschluss ist anspruchsvoller – auch im Vergleich zu Baden-Württemberg.

Was bedeuten die Flüchtlinge für die Hochschulen?

Die Hochschulen können Integration gut leisten. Die Flüchtlinge sollten daher nicht nur Gaststudenten sein – das wäre Beschäftigungstherapie. Wenn schon, dann echte Zulassung in alle Studiengänge, wenn die Voraussetzungen erfüllt sind.

Sollten es eigene Stipendien für Flüchtlinge geben?

Klar, wobei sie BAföG ohnehin beantragen können, wenn sie eine Aufenthaltsgenehmigung haben. Die ganze soziale Infrastruktur an den Hochschulen sollte mitwachsen – Wohnheime, Mensen, Studienbetreuung.

Könnte der Zustrom helfen, die Unis weiter zu internationalisieren?

Die Interessen, die etwa syrische Studienbewerber oft mitbringen, also Ingenieurwissenschaften und Technik, passen gut in die Landschaft. Die Geisteswissenschaften sind zunächst weniger gefragt – das kann sich aber schlagartig ändern, wenn die Frauen der Studienbewerber nachkommen.

Studiengebühren als uni-interner Soli – ist das eine gute Idee?

So kann man den Studenten die Gebühren nicht plausibel machen, da muss man schon ehrlich sein. Mit Studiengebühren sollten mehr Tutoren und Dozenten bezahlt werden – alles das also, was man bei Bologna versäumt hat.

Sind die 325.000 schulpflichtigen Flüchtlinge Chance oder Problem für die Schulen?

Ich glaube, dass wir ein ganz massives Problem bekommen, das sieht man ja jetzt schon in Klassen mit hohem Migrantenanteil. Ich fürchte, es läuft mancherorts auf eine Ghettoisierung hinaus. Es besteht die Gefahr, dass einheimische Eltern mit ihren Kindern aus dem öffentlichen Schulsystem auswandern.

Was kommt nach den Deutschkursen?

Manche Schüler lernen enorm schnell Deutsch. Oft sitzen aber Zweit- bis Neuntklässler gemeinsam in einem Raum. Das ist nicht sinnvoll. Danach wäre es sehr wichtig, herauszufinden, was die Kinder auf den Schulen in ihrer Heimat gelernt haben. Das ist ein irrer Aufwand – aber man muss ihn betreiben, um jedem gerecht zu werden.

Taugt das Lernen mit digitalen Hilfsmitteln etwas?

Wenn man es intelligent einsetzt, kann es gut sein. Aber man darf nicht glauben, dass sich schlechte Unterrichtsqualität durch Technik ausgleichen ließe.

Die 13 Fragen stellte **Christian Füller**, Journalist, Buchautor und Pisaversteher

ZUR PERSON

Dr. Heike Schmoll, 54, ist eine bekannte und einflussreiche Bildungs- und Kirchenjournalistin. Bei der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ) verantwortet sie die Themen Schul- und Hochschulpolitik sowie wissenschaftliche Theologie – und die jeweils donnerstags in der FAZ erscheinenden „Bildungswelten“. Seit dem Jahr 2008 ist sie Politische Korrespondentin in Berlin; ihr Kürzel ist „oll“. Schmoll studierte Germanistik und Evangelische Theologie in Heidelberg und machte 1988 ihr Staatsexamen in Tübingen; sie ist theologische Ehren doktorin der Universität Tübingen.

Die Stadt. Und dann die Region

Okay, leicht wird das nicht. Ich komme aus Bielefeld. Ich lebe gerne dort, und ich war sehr gerne Rektor der Universität Bielefeld. Nun gibt es über keine andere deutsche Stadt so viele ironische, hämische, kluge, dumme Sprüche wie über Bielefeld. Ich fange erst gar nicht an, sie aufzuzählen.

Mir geht es um Bielefeld, und zwar um Bielefeld als Universitätsstadt. Mir geht es um eine institutionen- und auch generationenübergreifende Sicht auf Städte, Hochschulen, aber auch auf die Studentenwerke und die Studierenden. In Bielefeld arbeite ich in einem Arbeitskreis mit, der die Bielefelder Hochschulen und die Stadt stärker vernetzen will. Kein Wunder, gilt vielen in Bielefeld die eigene Uni immer noch als ein Ufo, das irgendwo draußen auf der grünen Wiese gelandet ist. Im Februar dieses Jahres haben wir als Deutsches Studentenwerk gemeinsam mit dem Deutschen Institut für Urbanis-

»Bevor man Wissenschaftsregionen bildet, sollte man sich um die Nahbeziehung Stadt – Hochschule kümmern«

tik (Difu) und dem Deutschen Städtetag in Nürnberg eine Konferenz veranstaltet: „Starke Städte – starke Hochschulen“.

Das Verrückte ist, dass man im Jahr 2016 noch solche Arbeitskreise, solche Konferenzen braucht. Wenn Sie bei Google in der Rubrik „Bilder“ das Stichwort „Universitätsstadt“ eingeben, werden Sie förmlich erschlagen von gelben Ortsschildern ... so viele Universitätsstädte. In der Wirklichkeit scheint aber, im besten Fall, noch etwas Berührungsangst vorzuherrschen zwischen den Städten und ihren Hochschulen, oder, im schlimmsten Fall, institutionelles Desinteresse. Und das in einer Zeit, in der die deutsche Wissenschaftspolitik und auch der Wissenschaftsrat ihre Aufmerksamkeit auf die „Wissenschaftsregion“ lenken. Ich glaube, bevor man



Wissenschaftsregionen bildet, sollte man sich erst und ernsthaft um die Nahbeziehung Stadt – Hochschule kümmern.

Die Städte können von Hochschulen und Studierenden nur profitieren: demografisch, wirtschaftlich, sozial, strukturell, zivilgesellschaftlich, kulturell – die Liste lässt sich fortsetzen. Hochschulen bündeln das, was alle Städte benötigen: in der Regel junge, kluge, engagierte, ehrgeizige Menschen.

Gewiss, es mag löbliche Ausnahmen geben; Städte wie Hannover, Jena, Bochum, Dortmund oder Nürnberg (und hoffentlich bald Bielefeld), die die herausragende und strategische Bedeutung ihrer Hochschulen, ihrer Studierenden für ihre eigene Zukunft erkannt haben und aktiv kooperieren. Auch mit den Studentenwerken übrigens, die sonst gerne außen vor bleiben. Ich wage aber die These, dass die Potenziale, die eine echte, enge Kooperation der Städte und der Hochschulen bergen, noch längst nicht ausgeschöpft sind.

Hier sollte die Wissenschaftspolitik ansetzen, im Verbund mit der Kommunalpolitik. Wir brauchen neue Allianzen, jenseits der eingefahrenen Kategorien und Zuständigkeiten in den Verwaltungen und Ministerien. Und wir müssen Städte, Hochschulen, Studierende und Studentenwerke als ein organisches Ganzes begreifen und dafür eine übergreifende Politik entwickeln.

Wir stehen am Anfang. In Bielefeld haben wir die ersten Schritte getan.

Was meinen Sie?

J. Timmermann

Antworten Sie oder diskutieren Sie mit Dieter Timmermann:
» dieter.timmermann@studentenwerke.de

Foto: Kay Herschelmann

Ist Solidarität
EIN WERT
oder nur ein
WORT?

Du bist gefragt auf:
du-bist-ein-gewinn.de